Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Heft 8 1939

Erscheint
vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.



Hell schallt das Lied

Aufnahme: Walter Remmel

Amtliche Mitteilungen

Aufnahme von Mädchen in Gymnasien

Die Entscheidung über die Aufnahme von Mädchen in das Gymnasium hatte sich der Reichserziehungsminister selbst vorbehalten, um die Einheitlichkeit der Entscheidungen von Anfang an sicherzustellen. Nachdem nunmehr eine Grundlage für die Behandlung dieser Fälle geschaffen ist, hat der Minister die Entscheidung den Unterrichtsverwaltungen der Länder und in Preußen den Oberpräsidenten überlassen.

Schulgeld an preußischen höheren Schulen bleibt unverändert

Das Schulgeld für die vom preußischen Staat unterhaltenen und von ihm verwalteten höheren Schulen ist für das Rechnungsjahr 1939 auf 240 Reichsmark festgesetzt worden. Auch bei den übrigen öffentlichen höheren Schulen in Preußen darf das Schulgeld diesen Betrag nicht übersteigen. Unberührt bleibt dadurch die Berechtigung nichtstaatlicher öffentlicher höherer Schulen, einen Auswärtigenzuschlag zu erheben.

Ist für einen besonders begabten Schüler eine vorzeitige Zulassung zur Reifeprüfung möglich?

Nach der Verkürzung der Schulzeit auf acht Schuljahre ist die Versetzung eines besonders begabten Schülers über eine ganze Klasse hinweg in die übernächste oder eine vorzeitige Zulassung zur Reifeprüfung nicht mehr möglich. Nur in ganz außergewöhnlichen Fällen will der Reichserziehungsminister eine Ausnahme zulassen, über die er dann selbst entscheiden will. Anträgen auf Zulassung zu solcher Ausnahmebehandlung müssen Angaben über die charakterliche Haltung, über die körperlichen Leistungen und über die Zugehörigkeit zur Hitler-Jugend hinzugefügt werden.

Die Sonderbegabten

Grundsätzlich soll jedes Kind in Deutschland in den ersten vier Schuljahren die unterste Stufe des öffentlichen Schulwesens besuchen, die Grundschule, die eine für alle gemeinsame Schule ist. Erst nach Beendigung des vierten Grundschuljahres sollen begabte und geeignete Schüler und Schülerinnen in die mittleren oder höheren Schulen übertreten können, jedoch, wie der Reichsminister für Erziehung bestimmt hat, nur unter Zustimmung der Lehrer, die die Entwicklung und den Begabungsstand des Kindes beurteilen können. Nur für ganz besonders begabte Kinder, deren schnelle körperliche und geistige Entwicklung eine vorzeitige Uebernahme in eine weiterführende Schule rechtfertigen würde, soll bereits nach drei Jahren die Möglichkeit eines Uebertritts in die unterste Klasse der mittleren oder höheren Schule geschaffen werden. Ueber die Voraussetzungen dieses vorzeitigen Uebertrittes haben die Unterrichtsverwaltungen der Länder Anordnungen getroffen, die sich in den Anforderungen unterscheiden, die an solche Kinder gestellt werden sollen. Die badische Unterrichtsverwaltung hat nun genau umgrenzte Prüfungsaufgaben und -ziele mitgeteilt. Danach sollen die Kinder deutsche und lateinische Druckschrift geläufig und mit guter und richtiger Betonung lesen und das Gelesene mündlich wiedererzählen können. Sie sollen diktierte Sätze fehlerfrei in deutscher Schrift niederschreiben und in der Grammatik die wichtigsten Wortformen, die Geschlechtswörter und den einfachen Satz bestimmen können. Im Rechnen muß der Zahlenkreis bis Tausend beherrscht werden, in dem die Schüler zu- und abzählen und vervielfachen, ebenso teilen und Aufgaben des Enthaltensein lösen sollen.

Der Schüleraustausch 1938

In dem Jahresbericht, den die deutsche Zentrale für den Schüleraustausch, der Deutsche Akademische Austauschdienst, veröffentlicht, wird u. a. mitgeteilt, daß im Jahre 1938 die meisten deutschen Schüler nach England ausgetauscht wurden und zwar 888, die mit 27 Lehrern nach England fuhren. Zwischen Deutschland und Frankreich wurden hinüber und herüber 398 Schüler ausgetauscht. Für Schweden werden 650, für Finnland 164, Norwegen 140, Dänemark, das zum ersten Male in diese Form des Austausches einbezogen wurde, 30 Schüler gemeldet. 130 deutsche Jungen und Mädchen gingen in die Vereinigten Staaten. Diese Austauschform bedingt in jedem Falle, daß eine gleich große Zahl der Schüler des fremden Landes auch nach Deutschland kommt. Eine fast gleich hohe Gesamtzahl von Schülern ist außerdem durch Reisen in das Ausland gekommen, so daß insgesamt fast 5100 Schüler das Ausland besucht haben. Ein Vergleich mit den Vorjahren ergibt: 1933 = 684, 1934 = 1529, 1935 = 2391, 1936 = 3599, 1937 = 5485, 1938 = 5094.

Die Beteiligung der Reichsstelle für Sippenforschung bei erb- und rassekundlichen Untersuchungen

Bei familienrechtlichen Streitigkeiten können sich die Parteien und Zeugen zur Feststellung der Abstammung eines Kindes einer erb- und rassenkundlichen Untersuchung unterwerfen, eine Bestimmung, der mit Rücksicht auf das Gesetz über die Aenderung und Ergänzung familienrechtlicher Vorschriften und über die Rechtsstellung der Staatenlosen erhöhte Bedeutung zukommt. Derartige Untersuchungen sind nach einer allgemeinen Verfügung des Reichsjustizministers bei Kindern aber erst vorzunehmen, wenn sie etwa zwei Jahre alt sind, da sie vorher kein zuverlässiges Ergebnis versprechen. Nur in ganz besonders dringenden Fällen sind Ausnahmen zulässig. Vor jeder Untersuchung sollen gründliche genealogische Gestellungen zur Erfassung der sippenmäßigen Zusammenhänge erfolgen. Die zur Durchführung solcher Untersuchungen berufenen Stellen legen Wert darauf, daß bei der Aufklärung von Zweifeln an der Rassezugehörigkeit eines Menschen die zur Ergänzung der Unterlagen erforderlichen Vorarbeiten von der Reichsstelle für Sippenforschung geleistet werden, der besonders solche Fälle zuzuweisen sind, in denen die Vaterschaft zwischen einem Deutschblütigen und einem Juden oder Mischling oder zwischen einem Deutschblütigen oder einem nichtjüdischen Fremdblütigen strittig ist. Ferner ist die Reichsstelle für Sippenforschung heranzuziehen, wenn zwar eine erb- und rassekundliche Untersuchung nicht in Frage steht, die Aufklärung der Abstammungsverhältnisse bei vermutlicher Rassenverschiedenheit aber sonst auf besondere Schwierigkeiten stößt, z. B. wenn sich die Herbeischaffung fehlender Urkunden oder die Aufstellung von Sippentafeln besonders schwierig gestaltet, insbesondere die Beschaffung von Urkunden aus dem Auslande erforderlich wird.

*

„Reichs-Elternwarte". Herausgegeben im Auftrag der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes durch Regierungspräsident Heinrich Siekmeier. Verlag „Reichs-Elternwarte" Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstr. 17/18; erscheint 14tägig, Heftpreis 0,25 RM. — Auf die inhaltsreiche, für Erziehung und Unterricht immer gut verwendbare Zeitschrift sei wiederholt hingewiesen. Es möge nicht vergessen werden, sie auch den Eltern zu empfehlen.

„Der Volksschulwart", Heft 11/1938.

*

„Reichs-Elternwarte". Verlag der „Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstr. 17/18, erscheint 14tägig. Heftpreis nur 25 Rpf. — Die reichbebilderte Zeitschrift gibt Eltern und Erziehern viel Anregung.

„Pädagogischer Umbruch", München, Heft 3/1939.

Heft 8 1939

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB.
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Inhalts-Übersicht

Der Führer und Reichskanzler hat heute in Gegenwart des Reichsministers des Auswärtigen von Ribbentrop den tschechoslowakischen Staatspräsidenten Dr. Hacha und den tschechoslowakischen Außenminister Dr. Chwalkowsky auf deren Wunsch in Berlin empfangen. Bei der Zusammenkunft ist die durch die Vorgänge der letzten Wochen auf dem bisherigen tschechoslowakischen Staatsgebiet entstandene ernste Lage in voller Offenheit einer Prüfung unterzogen worden. Auf beiden Seiten ist übereinstimmend die Überzeugung zum Ausdruck gebracht worden, daß das Ziel aller Bemühungen die Sicherung von Ruhe, Ordnung und Frieden in diesem Teile Mitteleuropas sein müsse. Der tschechoslowakische Staatspräsident hat erklärt, daß er, um diesem Ziele zu dienen und um eine endgültige Befriedung zu erreichen, das Schicksal des tschechischen Volkes und Landes vertrauensvoll in die Hände des Führers des Deutschen Reiches legt. Der Führer hat diese Erklärung angenommen und seinem Entschlusse Ausdruck gegeben, daß er das tschechische Volk unter den Schutz des Deutschen Reiches nehmen und ihm eine seiner Eigenart gemäße autonome Entwicklung seines völkischen Lebens gewährleisten wird.

Zu Urkund dessen ist dieses Schriftstück in doppelter Ausfertigung unterzeichnet worden.

Berlin, den 15. März 1939.

Die Neuen kommen . . . .!

Ein neuer Jahrgang rückt ein!

ALLONGE

Von Alfred Thiemann

Aufnahmen: Rammel (10), Fischer (2)

Wie einst, gehört ihr das Kind nicht mehr . . .", so lautet die Schlußzeile eines kleinen Gedichtes, das die Empfindungen einer Mutter beim ersten Schulgang ihres Kindes schildert.

„Wie einst, gehört mir das Kind nicht mehr", so wird manche Mutter am ersten Schultag ihres Kindes sprechen und eine Träne aus ihren Augen wischen. Sie war zwar auch von dem Fieber ergriffen worden, mit dem ihr Liebling seinem ersten Schultag entgegensah, war am Morgen des großen Tages genau so aufgeregt gewesen wie dieses selbst; aber dann war ein plötzliches Begreifen über sie gekommen, ein plötzliches Verstehen, daß nicht nur für das Kind ein Lebensabschnitt beendet war, und nicht nur

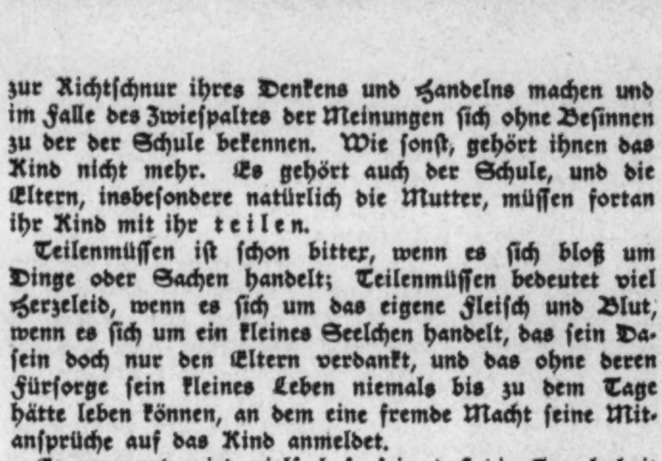


Mutti zeigt der Poldi den Platz

für das Kind ein neues Leben begonnen hatte.

Ein fremder Wille hat sich zwischen sie und ihr Kind gestellt, ein fremder Wille, der fortan nicht nur den äußeren Tagesablauf ihres Kindes, ja der ganzen Familie bestimmen, sondern auch die seelische Haltung des Kindes zu seiner Mutter und seinem bisherigen Umgang entscheidend beeinflussen wird.

In Zukunft, das fühlt die Mutter, wird ihr Junge oder ihr Mädel nicht mehr nur sie oder den Vater als höchste Autorität betrachten, in Zukunft werden sie nicht mehr die Entscheidung der Eltern als höchstes Gesetz respektieren, sondern daneben auch die Meinung des Lehrers oder der Lehrerin



zur Richtschnur ihres Denkens und Handelns machen und im Falle des Zwiespaltes der Meinungen sich ohne Besinnen zu der der Schule bekennen. Wie sonst, gehört ihnen das Kind nicht mehr. Es gehört auch der Schule, und die Eltern, insbesondere natürlich die Mutter, müssen fortan ihr Kind mit ihr t e i l e n.

Teilenmüssen ist schon bitter, wenn es sich bloß um Dinge oder Sachen handelt; Teilenmüssen bedeutet viel Herzeleid, wenn es sich um das eigene Fleisch und Blut, wenn es sich um ein kleines Seelchen handelt, das sein Dasein doch nur den Eltern verdankt, und das ohne deren Fürsorge sein kleines Leben niemals bis zu dem Tage hätte leben können, an dem eine fremde Macht seine Mitansprüche auf das Kind anmeldet.

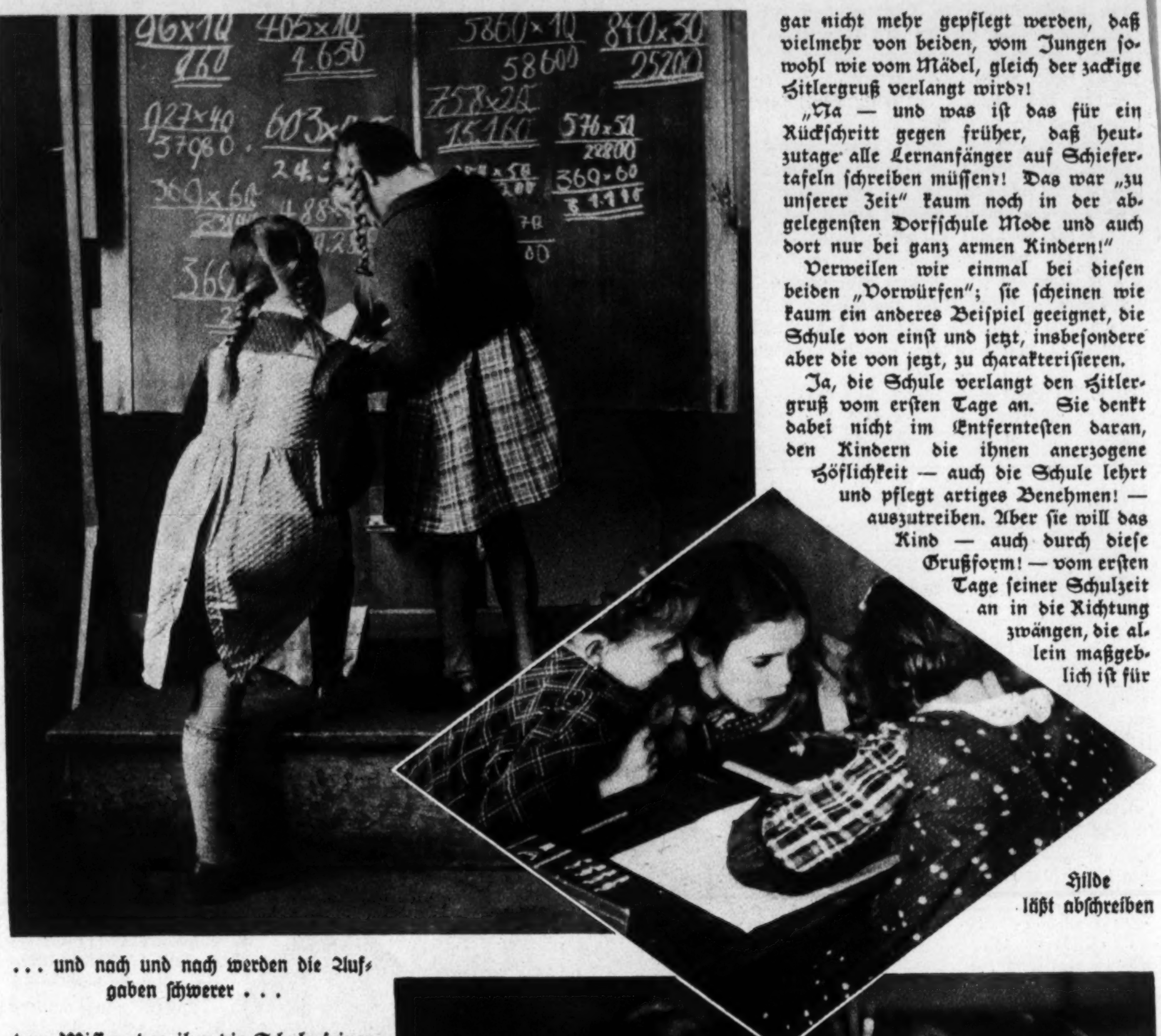
Es mag und wird vielfach so sein, daß die Gewohnheit vieler Geschlechterfolgen, daß das Erinnern an die eigene Schulzeit und ihre Bindungen es mit sich bringen, daß vielen Vätern und Müttern die Bedeutung dieses ersten Lebensschrittes ihres Kindes und die Bedeutung seiner Folgen für das Verhältnis zwischen ihm und ihnen nicht gleich am ersten Schultage aufgeht. Aber in dem Augenblick, da die Schule einmal einen anderen Weg geht, wie sie es wünschen oder für richtig halten, in dem Augenblick, da sich mit ihrem Kinde auch sie in den Willen der Schule einzufügen haben, da kommen den Eltern böse Gedanken, da stellen sie wohl mit dem Unterton der Verbitterung die Frage: Wem gehört denn eigentlich unser Kind?

Es wird im Laufe der Schulzeit viele Situationen geben, die das Elternhaus zu solcher Frage und zur Kritik an der Schule und ihrer Maßnahmen Veranlassung geben oder gar zu berechtigen scheinen. Als Maßstab bei solcher kritischen Betrachtung dienen den Eltern die eigene Erfahrung und die Erinnerung an die eigene Schulzeit. Und da stellen sie ohne große Schwierigkeit fest, daß die heutige Schule doch viele Dinge ganz anders anpackt, als die Schule ihrer Kindheit. Vater war mit

Zuerst wird die Spitze des Griffels kritisch untersucht . . .

Anfangs sind sie noch so schüchtern . . .

Warum sitzt er hier wohl allein?



... und nach und nach werden die Aufgaben schwerer ...

Hilde läßt abschreiben

dem Wissen, das ihm die Schule seiner Zeit vermittelte, ein guter Kaufmann, Handwerker oder Beamter geworden, Mutter desgleichen eine gute Hausfrau. Also — so folgern sie nicht ohne Logik — war die damalige Schule gut, zum mindesten nicht schlechter als die heutige mit ihren vielen Neuerungen, die ihre Berechtigung und ihren Erfolg in punkto besserer Lebensgestaltung des Kindes erst beweisen müssen; also ist eine abwartende oder gar mißtrauische Haltung gegenüber der neuen Schule, insbesondere gegen manche ihrer unverständlichen Maßnahmen, nicht unberechtigt und ein Abschwächen der von der Schule offenbar gemachten „Fehler" um der Zukunft des Kindes willen geradezu eine Pflicht.

„Was ist das z. B. für eine Sache, daß der schöne „Diener", zu dem wir unsern Jungen bei der Begrüßung Erwachsener angehalten haben, daß das reizende und artige Knickschen, das unser Töchterchen beim Gutentag- und Wiedersehensagen machte, daß diese netten „Anstandsformen" in der Schule gar nicht mehr gepflegt werden, daß vielmehr von beiden, vom Jungen sowohl wie vom Mädel, gleich der zackige Hitlergruß verlangt wird?!

„Na — und was ist das für ein Rückschritt gegen früher, daß heutzutage alle Lernanfänger auf Schiefertafeln schreiben müssen?! Das war „zu unserer Zeit" kaum noch in der abgelegensten Dorfschule Mode und auch dort nur bei ganz armen Kindern!"

Verweilen wir einmal bei diesen beiden „Vorwürfen"; sie scheinen wie kaum ein anderes Beispiel geeignet, die Schule von einst und jetzt, insbesondere aber die von jetzt, zu charakterisieren.

Ja, die Schule verlangt den Hitlergruß vom ersten Tage an. Sie denkt dabei nicht im Entferntesten daran, den Kindern die ihnen anerzogene Höflichkeit — auch die Schule lehrt und pflegt artiges Benehmen! — auszutreiben. Aber sie will das Kind — auch durch diese Grußform! — vom ersten Tage seiner Schulzeit an in die Richtung zwängen, die allein maßgeblich ist für

Hier, bitte „scharfe" Waffen!

ihre gesamte Arbeit am Kinde. Sie will es vom ersten Tage an auf ihr großes Erziehungsziel ausrichten, das auf die Heranbildung des von der nationalsozialistischen Idee erfüllten deutschen Menschen abgestellt ist; sie will den politischen Menschen aus dem Kinde machen. Und fängt damit beim Kleinkind an, schon am ersten Schultage! Ihm wird zunächst eine Form Gewohnheit; das Bewußtmachen ihres Inhalts erfolgt mit dem Reiferwerden des Kindes im Rahmen der großen und letzten und geradezu einzigen Gesamtaufgabe, die der Schule gestellt wurde, das Kind weltanschaulich zu formen und zu einem Nationalsozialisten zu erziehen. Und hier erkennen wir die Kluft, die zwischen der Schule von einst und jetzt besteht. „Zu unserer Zeit" hatte die Schule kein klares Ziel: „Bildung", „Vermittlung von Kenntnissen und Fertigkeiten", „Vorbereitung auf den künftigen Beruf", so lauteten früher etwa die Aufgaben, die man der Schule gestellt hatte. Im Rahmen des heutigen Zieles gesehen, waren es Teilaufgaben, wie eben die Schule früherer Zeiten immer nur einen „Teil" des Menschen in ihre Arbeit einbeschloß. Sie bildete seinen Verstand, seinen Geist, sie entwickelte seine körperlichen Anlagen, pflegte sein Gemüt, nie aber e r z o g sie den g a n z e n Menschen.

S o die Dinge gesehen, wird es kaum noch Eltern geben, die sich dem starken Drang der Schule zu der großen Idee des Staates mit kleinlichen Bedenken oder mißvergnügter Kritik entgegenstellen. Es nützte ihnen auch nichts; denn die Richtung ist gegeben und wird von der Schule



„Gemeinschaftsarbeit"

Fritz mogelt!

eisern innegehalten. Die Zukunft der Nation und des Staates verlangt es.

Sie verlangt es auch, daß die Lernanfänger heutzutage auf Schiefertafeln ihre ersten Schreibversuche machen. Im Zeichen des Vierjahresplanes hat sich die Schule, selbst gegen eine etwaige Erkenntnis, daß das Kind auch ohne den Umweg über die Schiefertafel schreiben lernt, in die Zeitnotwendigkeit zu fügen und sich in die Front derer einzureihen, die sich die Durchführung des für unsere wirtschaftliche Unabhängigkeit so bedeutungsvollen Planes zur Aufgabe gestellt haben. Sie ist eben auch hier nicht mehr die Schule „von früher", die „idealen" oder eigenbrödlerischen Zielen nachstrebte, sich im übrigen aber weder um die Politik noch um die Wirtschaft kümmerte; sie ist eine „V o l k s s ch u l e" im besten Sinne, und die Sorgen des Volkes sind auch ihre Sorgen, und die Mitarbeit am Staatsaufbau ist ihre Pflicht. Sie sieht sich mitten in das völkische und staatliche Leben hineingestellt, sie ist „gegenwartsnah" geworden.

Eltern, die diese hohe Zielsetzung der Schularbeit erkennen, werden von sich aus — sofern sie nur guten Willens sind — begreifen, daß sich in der heutigen Schule rein zwangsläufig — eben um dieser Zielsetzung willen — manches



Ob sie es richtig wissen?

gegen früher geändert haben **muß**. Und sie werden ihre Haltung gegenüber der Schule darauf abstellen.

Das schließt nicht aus, daß sie trotz allen guten Willens dann und wann einmal mit Maßnahmen und Gepflogenheiten der neuen Schule nicht ohne weiteres in innere Uebereinstimmung gelangen können. Die Lehrweise in der Schule hat sich geändert, die Schulbücher haben ein neues Gesicht erhalten, der Ton in der Schule ist ein anderer geworden, in der Bewertung der Hausaufgaben ist ein Wandel eingetreten usw. Hier vermag vielleicht manches Elternhaus der neuen Schule nur widerstrebend zu folgen; hier scheinen Fundamente eingerissen zu sein, hier scheint eine Mitarbeit fast nicht möglich. Und doch möchte die Schule auf diese Mitarbeit nicht verzichten. Sie kann aber nur fruchtbar sein, wenn der mitarbeitende Teil auch wirklich mit dem Herzen bei der Sache ist, mit anderen Worten, wenn er die Schule und ihre Arbeit, und auch ihre Arbeitsweise vorbehaltlos bejaht. Manchmal kann eine einfache Ueberlegung zu diesem inneren Verständnis der neuzeitlichen Schularbeit führen. Man denke doch nur daran, welch ein Wandel sich in der Technik während der zwanzig Jahre vollzogen hat, seit die heutige Elterngeneration selber die Schule verließ: So wie sich dort ein Wandel vollzog, so kann und muß es wohl auch in den Lehrweisen der Schulen geschehen sein; denn auch auf geistigem Gebiet steht die Zeit nie still. Wo nun aber die eigene Ueberlegung nicht zu der Uebereinstimmung führt, da hilft — soll es doch zu ihr kommen — nichts als das **Vertrauen** zur Schule, und das heißt das Vertrauen zu ihren Lehrern und Lehrerinnen. Sie sind erzieherisch bestens vorgebildet, und sie sind die mit der Heranbildung der künftigen Staatsbürger vom Staate Beauftragten. Gewiß, auch sie sind Menschen und haben menschliche Schwächen. Sie können sich irren und in der Behandlung dieses oder jenes Kindes vermeintliche oder wirkliche Fehler begehen. Und gerade in solchem Augenblick wird sich der vernünftige Vater, wird sich die einsichtsvolle Mutter nicht — womöglich noch vor den Ohren der Kinder — in abfälliger Kritik ergehen, sondern vertrauensvoll den Weg zur Schule einschlagen, um dort in mündlicher Aussprache in Uebereinstimmung mit der Schule zu gelangen. Der Lehrer ist ja nicht die Schreckgestalt, wie er leider auch heute noch in den Drohungen erzieherisch ungeschickter Eltern geschildert wird, er ist ja nicht die unnahbare Persönlichkeit, wie sie eine fernliegende Zeit aus ihm machen wollte: er ist ein Mensch, beseelt von dem heiligen Willen, Miterzieher eines neuen Volkes zu sein, und er ist dieses Volkes Genosse und will nichts anderes sein. Er begrüßt die Aussprache zwischen ihm und dem Elternhaus, und für dieses kann eine solche Aussprache reiche Früchte tragen, Früchte, die vor allem dem Kinde zugute kommen.

Nicht nur die Mutter möge den Weg zur Schule finden und auch nicht nur dann, wenn es irgendwo „brennt", nein, auch der Vater soll sich zu einem solchen Besuche dann und wann einmal die Zeit nehmen. Und auch der regelmäßige Besuch der Schulgemeindeabende müßte für beide Eltern eine Selbstverständlichkeit sein. Hier werden die großen Ziele neuzeitlicher Schularbeit aufgezeigt, hier vollzieht sich die Ausrichtung des Elternhauses auf die Schule und das heißt „auf den Staat".

Und so muß es sein.

Die eifersüchtige und verbitterte Frage: „Wem gehört denn das Kind?!" wird dann nicht mehr aufgeworfen werden. Auch dann nicht, wenn zu gegebener Zeit der dritte Miterzieher des deutschen Kindes, wenn die Hitlerjugend ihre Ansprüche auf das Kind anmeldet.



Lies doch einmal vor



Hilfe bei der Schularbeit

Lesenlernen
Lesenlehren

Aufnahme: Presse-Photo

Lesenlernen Lesenlehren

Von Otto Heinrichsohn

m-ü m-o m-a m-e m-i lü lo la le li

mü mo ma me mi sü so sa se si

Die Lieselotte und die Gerda, die Ilse und die Erna, ehemalige Schülerinnen von mir — sie bringen mir ihre Kinder, so wie vor 18 oder 20 Jahren sie selbst von ihren Müttern zu mir gebracht wurden. Wie diese jungen Mütter einst lesen gelernt haben, das wissen sie so genau nicht mehr. Daß es manchmal Tränen gab, das wissen sie aber genau so gut, wie ihr alter Lehrer. Nun möchten sie ihrem Liebling gerne helfen, und das sollen sie auch. Aber — ja — aber!

So schnell Du, liebe Lieselotte, und Du Erna, einst selbst lesen lerntest, so ungeschickt benehmt Ihr Euch in diesem Punkt als Helferin Eurer Kinder.

Das soll kein Vorwurf für Euch sein. Alles will gelernt sein, auch das Lehren. Und für die Schule gilt auch heute das Wort eines weisen Lehrers: „Lehren heißt mehr lernen, als lehren".

Der Kampf der Schulanfänger mit der „schwarzen Kunst" beginnt schon in den ersten Schultagen; denn ein „Kampf" ist es, und all die schönen Fibelnamen: „Fröhlicher Anfang", „Im sonnigen Kinderland", „Lachendes Leben" und „Lesekunst" sind schöne, lustige Namen für eine schwere Sache. Aber auch beim Lesenlernen können „Elternhaus und Schule" zusammen viel tun, um aus einer „schweren" Arbeit eine „fröhliche" Arbeit zu machen.

Ein Weg, der in langer Praxis gemeinsam mit den Eltern gefunden und gegangen wurde, soll im folgenden kurz gekennzeichnet werden.

Richtiges Schreiben oder gar Lesen kann man nicht am ersten Schultag beginnen. Es gehört dazu eine Vorbereitung des Schulneulings, eine Vorbereitung, die keine Mutter und kein Vater ohne weiteres kann. Das ist Sache des Lehrers. Darum sollst Du, liebe Mutter, zunächst einmal 14 Tage, vielleicht auch 3 Wochen ruhig zusehen und Dir selbst einmal richtig klar darüber werden, was Lesen „bedeutet" und welche Anforderungen an das kleine Schulkind gestellt werden müssen.

Singen, Sprechen und Lesen sind die drei Formen sprachlicher Aeußerung. Uns interessiert in diesem Zusammenhang nur die dritte Form. Das Lesen. „Diese Tätigkeit ist darauf gerichtet, fremdes Gedankenleben, das in festliegenden, bestimmt gegliederten Lautgruppen beschlossen ist, zu erfassen" (R. Groh: Kind und Fibel).

Die Elemente eines Wortes sind die Laute. Jedes einzelne dieser schwarzen Zeichen muß also für sich allein betrachtet werden. Und zwar nicht nur betrachtet hinsichtlich der einen äußern Form. Ein Buchstabe (ein Bild —) soll einen Namen erhalten, also in Lautvorstellungen (Sprach- und Hörvorstellungen) übersetzt, diese in die entsprechenden Muskelbewegungen der Sprachorgane übertragen und damit für andere hörbar gemacht werden. Wir Lehrer sprechen darum von einem „Lauterlebnis". Je mehr solcher „Lauterlebnisse" von den Kindern erfahren werden, um so besser. Manchmal werden sie ganz zufällig kommen, manchmal wird man sie suchen müssen, oft wird das Fibelbild und eine dazu passende Geschichte genügen müssen.

Zunächst noch eine kurze Betrachtung für alle Eltern, die ihrem Kind beim Lesenlernen helfen wollen. Sie ist unbedingt notwendig.

Ich sprach von einer notwendigen Vorbereitung auf das eigentliche Lesen. Wir nennen diese Vorbereitung auch „Lautschulung".

Es ist nicht unberechtigt, die Sprache, die unsere Kinder beim Eintritt in die Schule sprechen, als Dialekt zu bezeichnen.

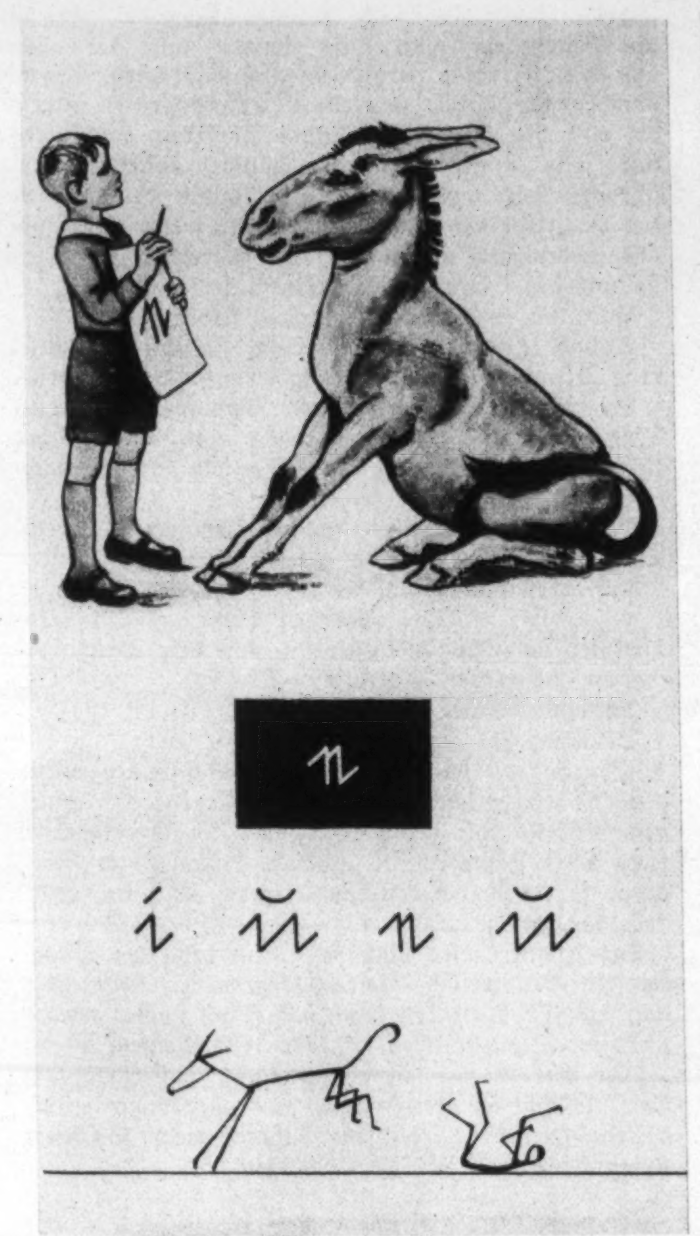
Es soll damit nicht auf den ausgesprochenen Dialekt bestimmter Gegenden, sondern nur auf die vollständig mangelhafte Laut- und Tonbildung fast aller Schulneulinge hingewiesen werden. Was Elternhaus und Umgebung versäumten, nämlich die sprachliche Entwicklung des Kindes sorgsam zu beobachten und zu pflegen, muß jetzt nachgeholt werden.

Manche Kinder öffnen beim Sprechen kaum den Mund. Sie kennen ihre Sprechwerkzeuge noch nicht, wissen nichts von deren Bewegungsmöglichkeiten und bringen ihre Wörter mit dem geringsten Maß von Kraftanstrengung heraus. Hiermit stehen wir aber schon mittendrin im Lesenlernen.



Lautgewinnung und Lautschulung gehen Hand in Hand. Vokale sind es, die als Träger der ersten seelischen Lebensäußerungen gelten und zwar sind sie als Ausdruck von Lust und Unlust anzusehen.

So gewinnen wir die fünf Grundselbstlaute als Empfindungslaute oder als Nachahmung von Tierstimmen, je nachdem die Gelegenheit sich bietet. Ob man dabei das „i" oder das „o", das „a" oder das „u" zuerst entdeckt, ist im Grunde ganz gleichgültig. Ich suche aus Rücksicht auf die Lautschulung den Kindern möglichst bald den Laut „u" zu vermitteln. Er ist am besten geeignet, das Kind zum Bewußtsein seiner Sprechorgane zu führen. Zunge, Zähne, Gaumen werden gezeigt. Es wird gesagt, wie die Lippen zu stellen sind. Sie greifen mit den Fingern um den runden Mund. Die Zunge und ihre Lage wird festgestellt. Oft muß man den Kindern einen Spiegel in die Hand geben, um Stellung, Lage und Bewegung der Lippen und der Zunge zu beobachten.



Mit dieser Mundstellung sprechen wir „u", und weil dieser Laut mit spitzem Mund gebildet wird, heißt er auch Spitzmund. Später lernen wir den Rundmund (o) den Breitmund (a) und den Lachmund (e) kennen. Wenn zu diesen Vokalen noch „m" und „l" — „ſ" und „f" und „w", auch „r" und „n" gewonnen sind, stehen wir vor dem eigentlichen Lesen, und nun beginnt endlich die Zeit, wo die Hilfe der Mutter einsetzt.

Diese Hilfe wird überaus wichtig und wertvoll sein, wenn sich jede Mutter selbst darüber klar wird, was ihrem Kinde das „Lesen" so schwer macht.

Ich habe an den Anfang dieses Aufsatzes die Silbe „mu" gesetzt, und ich habe in 18 Grundklassen erfahren, daß die Hauptarbeit im Lesen getan ist, wenn die Kinder die Silbe mu — mo — ma — me — und mi richtig lesen gelernt haben.

Ich sprach oben von dem „Lauterlebnis", das wir unsern Schulanfängern bei möglichst vielen Lauten vermitteln müssen.

Ich will als Beispiel für viele die Laute „m" und „u" also „mu" anführen.

Schon am 2. oder 3. Schultag richten wir unsern Spaziergang zu einem Kuhstall oder wenn die Herde draußen ist, zu dem Kleefeld, auf dem sie weidet. — Es ist noch nie fehlgeschlagen. Wenn wir den Stall betraten, brummten von 20 Kühen mindestens 4 oder auch mehr. Die Kinder sahen sogar, daß sie das mit geschlossenen Lippen tun, sie sagen „m". Wenn wir ein paar Minuten im Stall verweilten, taten uns mehrere Kühe sicher den Gefallen, richtig zu brüllen. Sie öffneten die Lippen vom „m", also vom Brummen, allmählich zum „mu".

Dieses Erlebnis meiner Kleinen ist auch Ausgangspunkt für eine kurze Belehrung ihrer Eltern im ersten Klassenelternabend.

Nach der landläufigen Auffassung besteht der Lese-Vorgang in nichts Anderem, als in der Kenntnis der Lautzeichen und in der Fähigkeit, diese aneinander zu reihen. Dem ist aber nicht so. Jeder Elementarlehrer weiß, daß die Verschmelzung der Konsonanten mit den Vokalen der schwierigste Teil des Lesenlernens ist. Ein „m" und ein „u" sollen zusammengezogen werden. Aber trotz aller Bemühungen der Kinder bleibt es bei einem „m" — „u". Es will kein „mu" zusammenfließen. Woran liegt das? Dem Kind ist das nicht zu erklären. Der Helfer aber, ob Mutter oder Vater, muß es wissen.

In der Silbe „mu" klingen nicht nur die beiden Laute „m" und „u", sondern zwischen beiden noch einige fast unhörbare und nicht genau zu bestimmende „Gleitlaute". Es ist praktisch, wenn man diese Lautverbindung ganz langsam vor dem Spiegel ausspricht und dabei mehr auf die Lippenstellung, als auf den Klang hört. Man wird feststellen: Jeder Laut verändert sich in seinem Klang beim Verschmelzen bis zu einem gewissen Grad. Bei der Verbindung des „m" mit dem „u" ist zuerst das „m" zu hören, zuletzt ertönt das „u". Zwischen dem anlautenden „m" und dem auslautenden „u" ertönt die Stimme aber auch noch. Die Sprechwerkzeuge nehmen in dieser Zwischenzeit aber weder in reine „m-Stellung" noch die rundspitze „u-Stellung" ein. Schon beim Ertönen des „u" runden sich die Lippen im Hinblick auf das nachfolgende „u", um ganz allmählich die reine „u"-Stellung zu erreichen. Genau so ist es bei „mo", „mi", „ma", „mei", „mau" usw.

Hier sei schon erwähnt, daß das Kind den Blick schon beim Tönen des ersten Lautes auf das folgende Zeichen richten muß, um die entsprechende Lautangleichung herbeizuführen.

Sprechen wir das Wort „gut", so nehmen die Lippen von Anfang an die „u"-Stellung ein. Mit dem „u-Mund" wird auch der „g-Laut" erzeugt. Das Wort „Gabel" sprechen wir mit der „a-Stellung" des Mundes, „gibt" mit der „i-Stellung". Wenn auch die hundertfachen Notwendigkeiten und Möglichkeiten über den Rahmen der erwünschten und notwendigen häuslichen Hilfe hinausgehen und in der Hauptsache der Arbeit des Lehrers überlassen bleiben müssen, so ist das Verständnis der Eltern dafür doch Voraussetzung für jede erfolgreiche häusliche Hilfe.

Rektor Richard Lange hat das große Verdienst, nicht nur dem Lehrer, sondern vor allem den Eltern für diesen schwierigsten Punkt des Lesenlernens einen gangbaren Weg gewiesen zu haben. Das eigentliche Lesen soll beginnen: Die Kinder kennen bereits die fünf Grundselbstlaute u, o, a, e, i, und dazu die Mitlaute m — ſ — l — r — w und n. Alle übrigen Mitlaute

brummt das a! ma
" " e me
" " o mo
" " i mi

l = Laller — lallt das u, a, e, i!
s = Summer — summt " " " "
r = Roller — rollt " " " "
w = Weher — weht " " " "
f = Feger — fegt " " " "
n = Zahnbrummer — brummt " " " "
h = Haucher — haucht " " " "
sch = Scheucher — scheucht u. s. w.

s u. ß = Sauser
t = Zahnstoßer
d = Zahndrücker
p = Puster
b = Blaser
z = Zischer

werden nach und nach dazugewonnen. — Wenn die Gewinnung auch nicht immer und bei allen aus dem Erlebnis heraus möglich sein wird, überall muß danach gestrebt werden, Bezeichnungen zu finden, die eine den Kindern bekannte Tätigkeit ausdrücken und „eine Befehlsform wie hauche! rolle! summe! scheuche! usw. zulassen." Sie haben den doppelten Vorteil, einmal nicht vergessen zu werden und zum andern den noch viel wichtigeren, gleichzeitig die Entstehung des Lautes zu veranschaulichen.

Und nun zu den Bezeichnungen selbst.

Richard Lange wählt folgende für die Mitlaute. m = Brummer. Aufforderung brummt das u! „mu".

So erhält jeder Mitlaut eine Bezeichnung, die dem Kinde andeutet, in welcher Weise und aus welcher Mundstellung heraus die Verschmelzung mit dem nachfolgenden Selbstlaut erfolgen soll.

Zum Schluß ein Beispiel für das Lesen eines Wortes. Es soll das Wort „heilen" gelesen werden:

Aufforderung: Hauch das „ei"! hei —
lall das „en"! len.

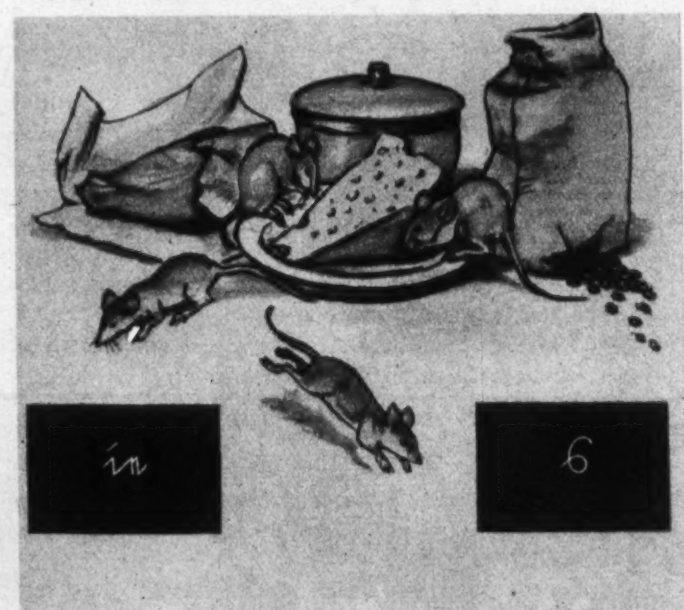
Beispiel für eine Uebungsreihe mit dem Brummer.
Brumme das: u — o — a — e — i!
Brumme das: ei — au — äu — eu!
Brumme das: „en" — „er — „el" — es!

Hier sind die leichteren Fälle des Zusammenziehens gewählt. Aber schon nach wenigen Tagen der Uebung gewinnen sie eine große Sicherheit im Verschmelzen jedes neuen Lautes. Sie „scheuchen" das „i" zu „schi" genau so sicher wie das schwierigere „en" zu „schen" oder das „el" zu „schel".

Die Kleinen lesen auch mit Lust, denn die Tätigkeit des Brummens, Blasens, Fegens und Scheuchens hält die Selbsttätigkeit wach und führt immer wieder zu heiteren und lustigen Einfällen der Kleinen.

Wir werden uns an dieser Stelle noch manchmal über Leseschwierigkeiten und ihre Behebung unterhalten. Zu einem „fröhlichen Anfang" möge das heute Gesagte dir, liebe Mutter, genügen.





Die Kleinen fangen an zu rechnen . . . . !



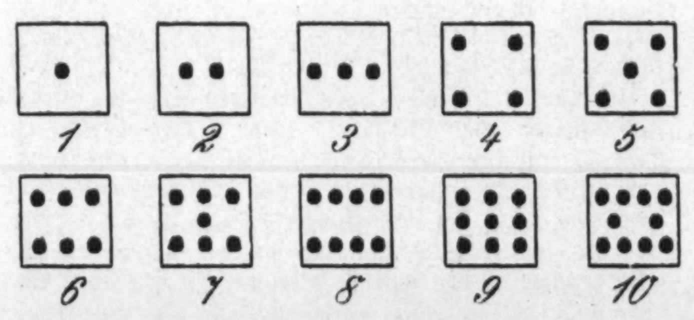
**„Zicke, zacke, zicke, zacke! –
Hei! Hei! Hei!
Alle rechnen, alle sind vergnügt dabei!"**

So steht es im Rechenbuch der Schulanfänger geschrieben. S o wünschen Schule und Elternhaus sich den Rechenunterricht für die Abc-Schützen! Lustig soll es zugehen im Zahlenkriege — trotzdem fließt manches Tränlein; denn aller Anfang ist schwer. Aber Mutti hat ja schon vorgesorgt! Seit langem war das eigene pädagogische Wissen um den Anfangsunterricht rührig und vermittelte die vermeintlichen Grundlagen im Reiche der Zahl. Bis 100, ja noch etwas weiter kann der Peter zählen! Zusammenzählen, Abziehen mit 2, 3 und 4 und das Einmaleins der Zwei „kann" er. Und Ziffern schreibt er auch! Und schön sogar! Da hat er ja für den Anfang einen Rucksack voll Wegzehrung, die schon für ein gutes Stück der Wanderung ins Rechenland ausreicht! Der Lehrer wird sich aber freuen! Nein, gar nicht freut sich der Lehrer darüber. Er ist sogar böse auf die Mutti, die so „vorsorglich" war! Abgesehen davon, daß Peter teilweise das Unverstandene, psychologisch Unmögliche frühestens im zweiten Schuljahr „anbringen" könnte, hat er etwas Falsches gelernt. Was die Ziffern angeht, so hat die Mutti zu ihrer Zeit s o geschrieben (und dem Peter „beigebracht"!):

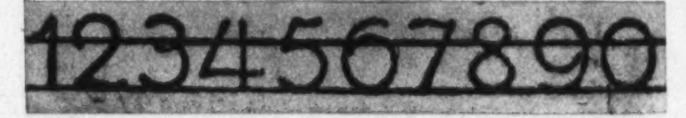
1 5 8 3 7 2 6 4 9 6 3 2 9 0

8 0 7 4 5 2 10 3 1 5 4 2 6

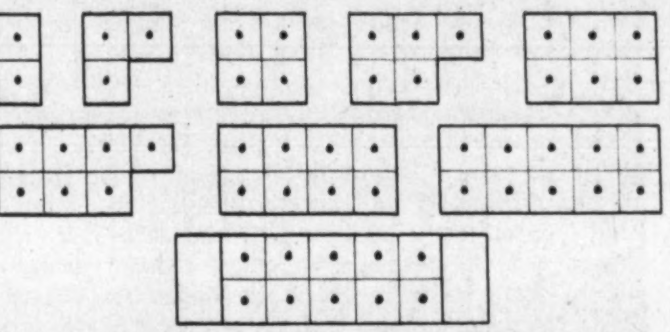
Vielleicht hat sie auch folgende flächenhaften Zahlbilder (Würfel!) ihrer Kinderzeit zur „Anschauung" genommen:



Nun, der arme Peter wird eines Tages nach Haus kommen und sagen: „Mutti, das ist ja nicht richtig, was du mir gezeigt hast! W i r lernen ja die Ziffern s o :



Und die „Kästchen" sehen ja s o aus:



Peinlich also! Mehr als das. Schaden ist angerichtet. Peter muß gründlich „auslöschen", was so kostbares Gut schien! Ein Fehler — abgesehen vom grundsätzlich Verkehrten! —, der häufig vorkommt, wurde gemacht: Die Verfrühung war Trumpf! Darum „Hände weg!" vom sogenannten „Üben" und „Vorbereiten" zu Haus, ehe überhaupt der Lehrer, der es wissen muß, Kompaß und Wegweiser eingestellt hat. Ja, „aber zu unserer Zeit — — —!" hört man entgegnen! Potztausend noch einmal — wo kämen wir hin, wollten wir die letzte Konsequenz aus dieser Redensart ziehen: Demnach wäre dann die Urzeit, das Chaos, das Allerbeste gewesen! Das Umgekehrte ist wie überall im lebendigen Strom der Zeit der Fall. Eine Freude ist es, die heutigen Erkenntnisse der Wissenschaft auch für die Schule dienstbar gemacht zu sehen! Mit dem verstorbenen Otto Reutter möchte man fürwahr ausrufen: Unsere Kinder haben es besser als wir! Ich wünschte, ich wäre ein Kind von mir! — Somit haben wir gleich an den Beginn unserer Ausführungen die Warnungstafel gesetzt: Keine Verfrühung! — Geduld! — Ein ganzes Jahr, ja z w e i Schuljahre lang tummelt sich die Lernanfänger im Zahlenraum 1 bis Hundert! Immer wieder hören wir Lehrer es: So lange b l o ß bis 100 rechnen?! Ja, b l o ß bis 100! — Die Psychologie als Grundlage der Pädagogik, d. h. die Lehre von der Seele als Grundlage der Erziehungswissenschaft, hat im Laufe der vielen Jahre praktischer Schultätigkeit gelehrt, was heute sich anschickt, verwirklicht zu werden. Als „wir" zur Schule gingen, stand im Mittelpunkt unseres Rechenunterrichts hauptsächlich die Rechenfibel. Heute ist unser Rechenbuch das pulsierende Leben der Heimat! Und wie bunt und groß ist dieses Buch! Eine ganze Welt tut sich auf, wenn wir Leben und Zahl miteinander in Beziehung bringen. Die Zahl an sich ist

tot! Wer kann überhaupt sagen, was eine Zahl ist? Der Psychologe, der Mathematiker, der Philosoph, sie alle können den Begriff „Zahl" nicht bestimmen. Warum soll sich also der Pädagoge, der bei ihnen in die Lehre geht, den Kopf zerbrechen! Ihm kommt es darauf an, dem Lernenden zu vermitteln, wie der Zahlbegriff *entsteht*! Das Wesen der Zahl an sich zu erklären, wird er der Wissenschaft überlassen — wenn sie dermaleinst diesen gordischen Knoten durchgehauen haben sollte. — Damit wir uns verstehen: Mit Zahl meinen wir natürlich nicht die „Ziffer"! Wie der Buchstabe das sichtbare Zeichen für den Laut ist, so ist das Zahlzeichen die Ziffer. Das Wesen der Ziffer ist harmlos. Etwas mehr oder weniger Geschnörkeltes — geschrieben, gezeichnet, gemalt. Peter „kann" ja schon bereits im vorschulpflichtigen Alter Ziffern schreiben, wiewohl er im psychologischen Sinne als Durchschnittsschüler wirkliche Zahlbegriffe bestenfalls bis 4 mitbringt. Also geht es im Rechnen in der Hauptsache nicht um die Ziffer, sondern um die Zahl! Sie steht im Mittelpunkt! Mit ihr auf gutem Fuße zu stehen, bemühen sich die Abc-Schützen vom ersten Schultage an. Und die Zahl ist gleich am frühen Morgen ja den ganzen Tag unser Weggenoß in der Stube, auf dem Grundstück, auf dem Schulwege, in der Schule selbst — überall, wo wir nur gehen und stehen! *Eine* Mutti weckt den Schläfer. *Zwei* Schuhe zieht er sich an. *Drei* Birken stehen im Garten des Vaters. *Vier* Schulkameraden aus der Nachbarschaft sind da. *Fünf* Finger werden in eine Hosentasche gesteckt, wenn es kalt ist, und so fort! Dem lebendigen Geist der Zahl trägt der Reichserziehungsminister Rechnung, wenn er durch seinen Erlaß vom 10. April 1937 folgende Richtlinien für den Rechenunterricht der unteren Jahrgänge in der Volksschule herausgibt: „Der Rechenunterricht soll ein klares Verständnis für Zahlengrößen und ihren Aufbau wecken, zur zahlenmäßigen Erkenntnis und Durchdringung der Umwelt anleiten und die für das Leben notwendigen Fertigkeiten und Kenntnisse sicherstellen. Die Zahlen und ihre Gesetzlichkeiten, die Zahlenreihe und ihre Gliederung sind sorgfältig zu erarbeiten. Dem Kopfrechnen ist besondere Bedeutung beizulegen. Neben dem mündlichen und schriftlichen Rechnen ist auch das halbschriftliche Rechnen zu pflegen. Das Sachrechnen soll sowohl der rechnerischen Durchdringung der Sachgebiete, als auch der Übung der Rechenfertigkeit, dienen. Die Raumauffassung ist frühzeitig im Sach- und Rechenunterricht der Unterstufe zu schulen.

Im Rechenunterricht des 1. Schuljahres sind die leichteren Fälle innerhalb der Zahlenreihe 1 bis 100 zu erarbeiten."

Das auf Grund dieser Richtlinien neu herausgekommene Rechenbuch für das 1. Schuljahr trägt dem Erlaß sinngemäß Rechnung. Rechenbuch? Jawohl, auch die heutige Schule hat für die Abc-Schützen ein Rechenbuch — als Wegweiser, als Kompaß! Das wahre Rechenbuch und das schönste ist aber, wie vorher erwähnt, das uns umgebende Leben, die Heimat! Die Heimatkunde als Mittelpunkt des Gesamtunterrichts im 1. Schuljahr befruchtet die Zahl. Und umgekehrt wird durch die Zahl das Schulleben erst interessant, lustig und — ernst! Die vielen Sachgebiete des Stoffplanes: was wären sie ohne die Zahl! Wir nennen ein paar willkürliche Sachgebiete: Zu Hause! In der Schule! Beim Bauern! Nun wollen wir wandern und spielen! Nun wollen wir lagern und Spaß machen! — Und wie „rechnen" die Kleinen damit?: Vater hat am 19. April Geburtstag, Mutter 5 Tage vorher. — Hedwig hat 92 Pfennig gespart. Mutter legt noch 8 Pfennig zu. Vater gibt dafür 1 blanke Mark. Oder: Beim Bäcker! Otto soll für 25 Pfennig Brötchen holen. Der Bäcker hat nur noch für 20 Pfennig usw. Das sind aber Aufgaben, die im letzten Teil des 1. Schuljahres wirklich verstanden und dargestellt werden! Am Anfang müht sich der Schulanfänger ab, den Zahlbegriff zu erfassen. Ein nie ermüdender Zählbetrieb setzt in der ersten Schulwoche ein. Was gibt es nicht alles zu zählen! Und damit nicht Langeweile und Eintönigkeit aufkommen, wird gezählt unter Nutzbarmachung von Märchenerzählungen, Turnspielen, Zählversen, Singen, Puppentheater — wir benutzen Legestäbchen, Plastilin, wir schneiden und falten Papier — und zählen, wo es nur irgend möglich ist! — Der Rechenunterricht ist nur da Fachunterricht, wo die Eigengesetzlichkeit beginnt. Also muß geübt werden. Sonst ist er ein Teil des lebendigen Gesamtunterrichts. — Von der zweiten Schulwoche an beginnt das zählende Darstellen an wirklichen und gemalten Dingen. Der Buntstift regiert! Reigenspiele helfen uns dabei, soweit Zeit vorhanden! So ist das Rechnen am Dinge (das konkrete, dingliche Rechnen) ein bis zwei Monate lang Rechenstoff. Welche falschen methodischen Wege aber ging „zu unserer Zeit" der Anfangsunterricht? Da stand für den Lehrer im Stoffplan, daß am Beginn der vierten Schulwoche zu lehren ist: „Die Ziffer 1. Die Zeichen + und =. Die Zahl und Ziffer 2. — Das eigentliche Rechnen damit!" Welche Ungeheuerlichkeit, ohne klaren Zahlbegriff die Operationsbegriffe „Zulegen" und „Wegnehmen" ($4 + 3$, $5 - 3$), „Zerlegen" ($10 = 4 + \boxed{?}$) und „Ergänzen" ($3 + \boxed{?} = 5$) *verfrüht* an den Lernanfänger heranzubringen! Es ist eine Täuschung, wenn Eltern glauben, das Kind, das vor der Schulzeit schon ähnliche Aufgaben „rechnet", habe dabei auch Einsicht und Verstand in das Wesen des Zahlbegriffs! Ein Nachplappern von Vorgesagtem ist es! Zahlworthülsen ohne Inhalt! Nichts weiter als papageienhaftes Nachahmen zeigt sich bei diesem Drill! Es ist im Rahmen dieser Ausführungen nicht der Platz, diese Behauptung zu beweisen. Wir raten aber, einen Besuch beim Klassenlehrer der Abc-Schützen nicht zu versäumen. Er wird auf Befragen gern in einer Rechenstunde oben Gesagtes unter Beweis stellen. Denn so mancher Durchschnittsschüler hat seinen Kummer an der Zusammensetzung von Zahlbegriff, Zahloperation und Gleichungsbegriff (=) ||| + | = |||| bis zur Abstraktion des bloßen *verstandenen* Ziffernrechnens, bei dem 89 und 98, 78 und 87 usw. *bewußt* auseinander gehalten, zählend und darstellend in vielfältiger Form erfaßt sind. — Im zweiten Teil des Sommerhalbjahres etwa wird das dingliche, konkrete Rechnen abgelöst durch das Rechnen an Symbolen. Die Finger, mancherlei Rechenapparate der Schule, Striche, Preise, die die Dinge symbolisieren (oo + oo = ooo, zwei Erdbeeren und zwei Erd-

beeren = vier Erdbeeren), (|||| – ||| = |) vier Zaunpfähle weniger („ab"!) drei Zaunpfähle = 1 Zaunpfahl) helfen uns dabei. Zum Ende des Sommerhalbjahres hin endlich begrüßen uns die langersehnten Ziffern, hübsch nach ihrer Schreibschwierigkeit geordnet.

(1,4,7,– 0,6,9 – 5,3 – 2,8)

Im Winterhalbjahr erst kommt das Rechnen an die Reihe, von dem manche Eltern meinen, es sei der Anfang der Abc-Schützen-Rechenkunst: 25 + 5 (der Übergang über den Zehner bleibt dem 2. Schuljahr vorbehalten, also nicht 25 + 6, 31 – 2 usw.!), 96 – 4, 85 = 80 + [?], 70 + [?] = 79 usw. — Der Weg vom dinglichen (konkreten) Rechnen über das Rechnen an Symbolen zum rein gedanklichen (abstrakten) Rechnen ist weit! Er ist nicht ein Spaziergang ohne Mühe, sondern ein langsamer Reifungsprozeß — dem Laien oft unverständlich, dem Berufserzieher eine sich alljährlich bestätigende Rechenerfahrung! Darum zum Abschluß unserer Ausführungen nochmals der Hinweis auf die Warnungstafel am Anfang: Keine Verfrühung! — Geduld! — Am Ende des 1. Schuljahres sind die Zügel frei (im Rahmen des Jahresstoffes natürlich!): Rechne jeder, was er kann! — Kan! —

Willi Kranz

Wie steht es um das Gymnasium?

Der Reichserziehungsminister hat vor kurzem den nachstehenden Erlaß im Amtsblatt des Reichserziehungsministeriums veröffentlicht:

„Durch meinen Erlaß E III a 800/36 M vom 20. April 1936 im Zuge der Vereinheitlichung des höheren Schulwesens ist eine Anzahl von Gymnasien in Oberschulen für Jungen als die Hauptform der höheren Schule umgewandelt. Diese Maßnahme hat zu Beunruhigung in Schul- und Elternkreisen geführt, weil man befürchtet, es sei der Abbau des Gymnasiums überhaupt geplant. Infolgedessen ist der Besuch der Gymnasien in den Aufnahmeklassen stark zurückgegangen, so daß insbesondere mehrere Gemeinden die Umwandlung ihrer noch bestehenden Gymnasien erwogen haben.

Ich lege Wert darauf zu erklären, daß diese Befürchtung unbegründet ist. Das Gymnasium hat als Sonderform im Rahmen des höheren Schulwesens eine Aufgabe zu erfüllen, die von einer anderen höheren Schule auf absehbare Zeit nicht zu lösen ist, und die ich in „Erziehung und Unterricht" klar umrissen habe.

Deswegen ist die Erhaltung des Gymnasiums notwendig. Ich ersuche daher alle nachgeordneten Stellen, die Oeffentlichkeit gegebenenfalls aufzuklären, und weise die Herren Oberpräsidenten an, mir zu berichten, wenn ein Gymnasium gefährdet ist, und mir zugleich Vorschläge für seine Erhaltung zu machen."

Vor der Neuordnung des höheren Schulwesens durch den nationalsozialistischen Staat gab es eine solche Fülle von Schulformen, daß der zahlenmäßige Unterschied nicht sonderlich kraß in die Augen fiel. Nun sind alle anderen Schularten zusammengeschmolzen in die eine Hauptform der „Oberschule für Jungen"; nur das Gymnasium ist als Sonderform erhalten geblieben, weil es, wie der Erlaß sagt, „eine Aufgabe zu erfüllen hat, die von einer anderen höheren Schule auf absehbare Zeit nicht zu lösen ist." Daher ist selbstverständlich der Zahlenunterschied jetzt viel größer als früher. In Preußen z. B. gibt es 788 höhere Jungenschulen; davon sind 677 Oberschulen (bzw. Aufbauschulen in Oberschulform) und nur 111 Gymnasien. Diese geringe Zahl ist der Hauptgrund, weshalb jüngere Beamte und Offiziere, die eine häufige Versetzung zu gewärtigen haben, es nicht wagen, ihre Jungen aufs Gymnasium zu schicken, auch wenn sie es von Herzen wünschen; denn die wenigsten werden sich entschließen, ihre Jungen in ein Internat zu geben. — So erklärt sich in erster Linie der augenblickliche zahlenmäßige Rückgang in den beiden untersten Klassen der Gymnasien. Uebrigens ist der Zustrom zum Gymnasium in den verschiedenen Gegenden ganz verschieden; in manchen scheint die Gefahr schon überwunden zu sein; es gibt Gymnasien, die nicht weniger, sondern mehr Anmeldungen haben, ja, hier und da können zwei Aufnahmeklassen eröffnet werden. — Immerhin bleibt die Gefahr zunächst doch so groß, daß das Erscheinen des Erlasses und die Forderung des Ministers, für seine möglichst große Verbreitung zu sorgen, aufs freudigste begrüßt werden muß.

Der Erlaß lenkt von neuem — und darin liegt seine weitere Bedeutung — die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Gegenwartsbedeutung des Gymnasiums. „Das Gymnasium hat als Sonderform des höheren Schulwesens eine Aufgabe zu erfüllen, die von einer anderen höheren Schule auf absehbare Zeit nicht zu lösen ist." Diese „besondere Aufgabe" ist die Auseinandersetzung mit der Antike. Sie ist notwendig wegen unserer unlösbaren geschichtlichen und kulturellen Verbundenheit mit dem Römer- und Griechentum, und sie ist von hohem erzieherischen Wert; denn die Forderung, „die fruchtbare Spannung zwischen Abstand und Nähe, die unser Verhältnis zu Hellas und Rom kennzeichnet, der Erziehungsaufgabe der höheren Schule nutzbar zu machen", darf geradezu als ein Musterbeispiel für die Ueberschrift bezeichnet werden, die der Reichserziehungsminister für sein Werk über die Neugestaltung des höheren Schulwesens gewählt hat: „Erziehung und Unterricht in der neuen Schule."

Dr. Max Krüger

Kinder, die uns Sorgen machen

Das denkträge Kind

Von Herbert Günther

Die Zahl der denkträgen Menschen, nicht nur der denkträgen Kinder, ist sehr groß, und wenn der Dichter mit Recht sagt, daß der Verstand immer nur bei wenigen zu finden ist, so deswegen mit Recht, weil sehr viele Menschen nicht etwa in erster Linie denkunfähig, sondern denkunlustig sind. Wir haben es bei der Denkträgheit nicht mit einem geistigen, sondern mit einem moralischen Mangel zu tun. Wenn ich im folgenden von denkträgen Kindern spreche, so handelt es sich dabei nicht um geistig beschränkte oder gar schwachsinnige Kinder, auch nicht um solche, die langsam denken oder, wie man im Volksmund sagt, eine lange Leitung haben, denn oft sind solche langsam denkenden Kinder gerade die, die gründlich denken und die das, was sie sich angeeignet haben, auch festhalten, sondern es handelt sich bei den denkträgen Kindern um solche, die nicht denken wollen.

Die Ursache der Denkmüdigkeit kann körperlicher Art sein, und dann gehört ein solches Kind in die Hand des Arztes. Die Denkträgheit, die auf Nichtwollen beruht, muß dagegen mit heilpädagogischen Mitteln bekämpft werden, sie ist stets besserungsfähig, in den meisten Fällen völlig heilbar. Ich will hier gleich der von einigen Psychiatern vertretenen Meinung entgegentreten, daß die Denkträgheit ererbt sei. Das ist bestimmt nicht der Fall, höchstens kann das Kind die Disposition zur Denkträgheit erben, wobei diese sehr oft mit der Neigung zu körperlicher Faulheit Hand in Hand geht. Es muß daran festgehalten werden, daß die Denkträgheit stets erworben und letzten Endes auf Fehler und Mängel der Erziehung zurückzuführen ist. Ich weiß von einem körperlich und geistig durchaus normal entwickelten Kind, das sehr schwer das Laufen erlernte, weil es für bequemer fand, auf dem Fußboden entlang zu rutschen. Das Kind war ein ausgesprochener Phlegmatiker. Wo Eltern da nicht ganz konsequent gegen diese zunächst körperliche Trägheit angehen, versündigen sie sich schwer an dem Kinde und dürfen sich später nicht wundern, wenn sie sich ein denkträges und in der weiteren Entwicklung dummes Kind großziehen. Eine verwöhnende, verzärtelnde Erziehung ist eine häufige Ursache der Denkträgheit. Die Gefahr der Verwöhnung droht besonders einzigen Kindern, auf die sich die ganze Liebe und Sorge der Eltern konzentriert und die in der großen Mehrzahl der Fälle allzu nachsichtig angefaßt werden, so daß es schon richtig ist, daß einzige Kinder zwar nicht Sorgenkinder zu sein brauchen, es aber tatsächlich sehr oft sind. Aehnlich ist es mit den sogenannten „Nesthäkchen". Auch sie stehen in besonders großer Gefahr, von Eltern und älteren Geschwistern verwöhnt und verhätschelt zu werden, so daß sie nicht selten kraft- und saftlose Menschen werden, namentlich dann, wenn es sich um recht spät geborene Kinder handelt. Es ist ferner eine unbestreitbare Tatsache, daß Eltern, die erst spät zur Ehe schreiten, vielfach für die Erziehungsarbeit nicht mehr die Kraft und Frische aufbringen, die im Interesse der Kinder notwendig wäre. Deshalb und auch aus zahlreichen anderen Gründen heraus fördert das Dritte Reich die Frühehe. Jedermann weiß ja auch, daß Großelternerziehung von sehr zweifelhaftem Werte ist und daß sehr häufig Mängel, die einem Erwachsenen anhaften, sich daraus erklären, daß seine Erziehung in den Händen der Großeltern gelegen hat. Ferner sind hier Kinder begüterter Familien zu nennen. Wie werden sie oft verwöhnt, wie sehen sie oft von früher Jugend an in den Dienstboten ihre Untergebenen, die ihnen alle Arbeit, alle Mühe, alle Unbequemlichkeit abnehmen. Welches himmelschreiende Unrecht wird da an den Kindern verübt. Sie können ja in solcher Treibhausatmosphäre nicht gedeihen, und jeder Sturm des Lebens droht sie dann zu knicken und zu entwurzeln.

Bei dem Kampfe gegen die Denkträgheit gilt das bekannte Wort, daß Vorbeugen auch hier leichter und besser ist als Heilen. Von „Kindesbeinen" an müssen unsere Kinder so erzogen werden, daß es bei ihnen gar nicht zur Denkträgheit kommt. Dafür einige Ratschläge:

1. Von frühester Jugend an dürfen die Erziehenden keine Arbeit tun, die das Kind selbst tun kann. Das Kleinkind schon muß daran gewöhnt werden, seine Spielsachen selbst wegzuräumen und nach Gebrauch wieder an Ort und Stelle zu bringen. Dazu ist nicht die „liebe Mutti" da und auch nicht die Haustochter oder die bekannte Stütze der Hausfrau. Das Kind muß selbst auf Ordnung und Sauberkeit bei sich, in seinen Spielsachen, in seinen Kleidern, an seinem Körper bedacht sein, und die Pflicht der Erwachsenen besteht nur darin, eine Kontrolle auszuüben, ob das Kind das auch tut.

2. Das Kind muß so selbständig wie nur möglich erzogen werden. Es soll bald lernen, sich selbst an- und auszukleiden, seine Sachen säuberlich zurecht zu legen, selbständig zu essen und — manierlich zu essen, es muß angeleitet werden, Mängel seiner Kleidung, einen abgerissenen Knopf, einen Riß, einen Fleck zu sehen und die Mutter darauf aufmerksam zu machen.



Die kleine Mutti Aufnahme: Rondophot

3. So früh als möglich soll das Kind auch zu kleinen, seinen Kräften angemessenen Hilfeleistungen herangezogen werden, so soll z. B. das ältere Geschwister von früh auf eine gewisse Verantwortlichkeit für das jüngere tragen lernen und ihm behilflich sein.

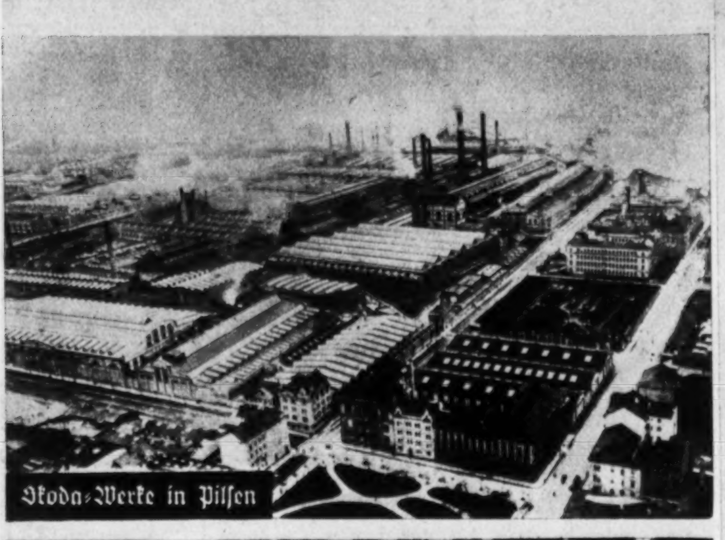
4. Wenn Kinder schulpflichtig werden, so sollen die Erziehenden ja nicht dem Kinde durch ihre Mitarbeit die Last der Schularbeiten abnehmen, sondern sie sollen ihr Augenmerk nur darauf richten, dem Kinde die Last tragbar zu machen, sonst bauen sie dem Kinde Eselsbrücken und machen sie eselhaft und darüber hinaus noch unehrlich, indem die Kinder fremde Leistungen als ihre eigenen ausgeben. Es ist uralte Weisheit, daß der Mensch im Schweiße seines Angesichtes sein Brot essen soll, und keine Methode, keine Erziehungskunst kann dem heranwachsenden Menschenkind die Arbeit des Lernens und des Sichmühens abnehmen, und gäbe es eine solche Methode, gäbe es einen Nürnberger Trichter, kein Segen würde daraus erwachsen.

5. Wo wir bei einem Kinde einen Hang zur Bequemlichkeit bemerken, da sollen wir diesem Kinde nichts, gar nichts durchlassen, jede Nachlässigkeit rügen und auf treuer, zuverlässiger Erledigung der dem Kind obliegenden Pflichten unnachsichtlich bestehen.

6. Beherzigenswert ist auch das Sprichwort: „Ein fauler Bauch studiert nicht gern", und es ist richtig, daß allzu satt matt macht. Ich habe einen Sohn außerordentlich kluger Eltern gekannt, dessen Mutter nicht von dem Wahne abzubringen war, ihr Junge äße zu wenig, und die in ihn unsinnig viel hineinfütterte. Man konnte ganz genau beobachten, wie die geistige Kraft dieses Kindes mehr und mehr davon in Anspruch genommen wurde, seine Körpermasse zu regieren. Es wurde, obwohl durchaus nicht unbegabt, körperlich und geistig ein Faulpelz.

7. Jedes normale Kind hat ein Gebiet, zu dem es sich besonders hingezogen fühlt und auf dem es großen Eifer entfaltet, z. B. Basteln, Halten von Tieren u. dgl. Wir sollten, wo immer das angängig ist, solche Neigungen fördern und nicht etwa hemmen, damit das Kind seine Freude an solcher Beschäftigung behält, und einem einigermaßen geschickten Erzieher wird es gelingen, das Kind davon zu überzeugen, daß es auch ihm weniger liegende Arbeiten mit Fleiß und Treue erledigen muß.

Um denklangsame Kinder brauchen wir uns nicht zu sorgen, mit denkunfähigen Kindern müssen wir immer rechnen, bei ihnen kommt es eben dann darauf an, einen ihren geistigen Kräften gemäßen Beruf zu finden, ein solches Kind nicht in ganz falsch verstandener Liebe und völlig unangebrachtem elterlichen Ehrgeiz in einen „höheren" Beruf hineinzwingen zu wollen, in dem es doch nie etwas Vernünftiges leisten kann, denkträge Kinder aber braucht es nicht zu geben.

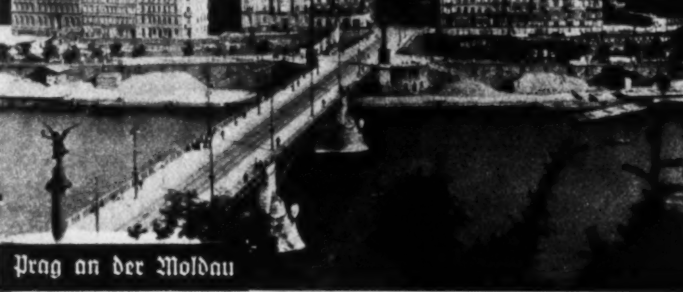


Skoda-Werke in Pilsen



Die Kaiserburg in Prag

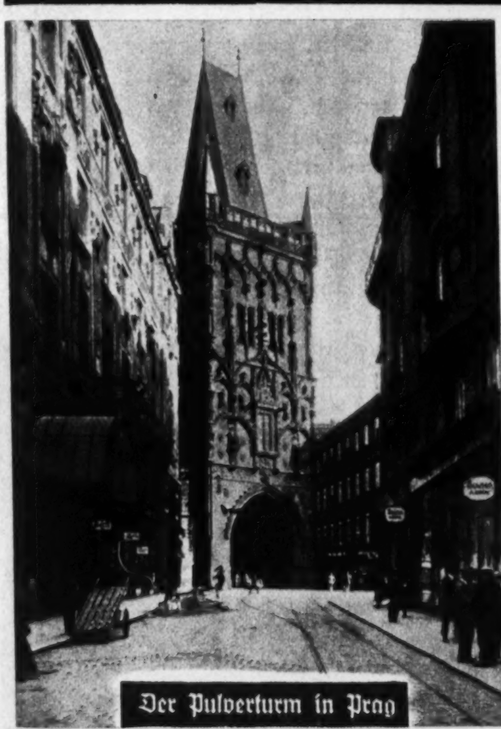




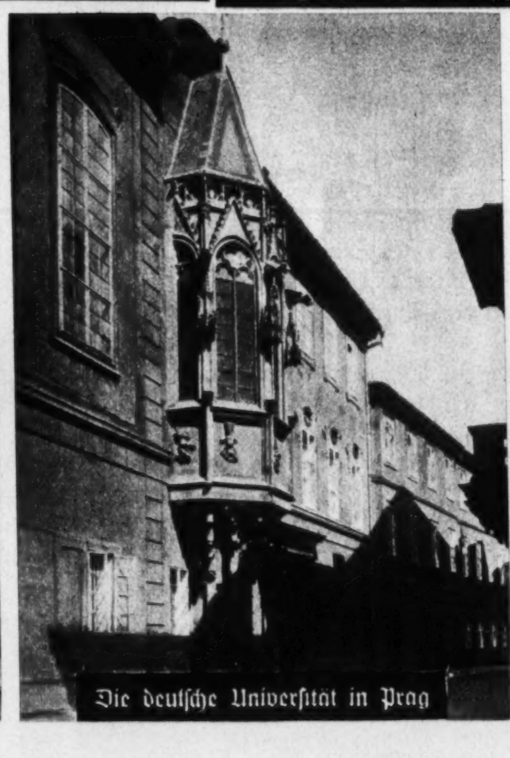
Prag an der Moldau



Aufnahmen: Weltbild (7), Atlantic-Photo (4), Presse-Bild-Zentrale (2), Scherl (1), Zeichnung Allonge



Der Pulverturm in Prag



Die deutsche Universität in Prag



. . . frei und glücklich

STETTIN
SCHNEIDEMÜHL
BERLIN
BRESLAU
MÄHR. OSTRAU
BRÜNN
PISTYAN
FREISTADT
PRESSBURG

Industriewerke in Mährisch-Ostrau

Die Kaiserburg in Prag

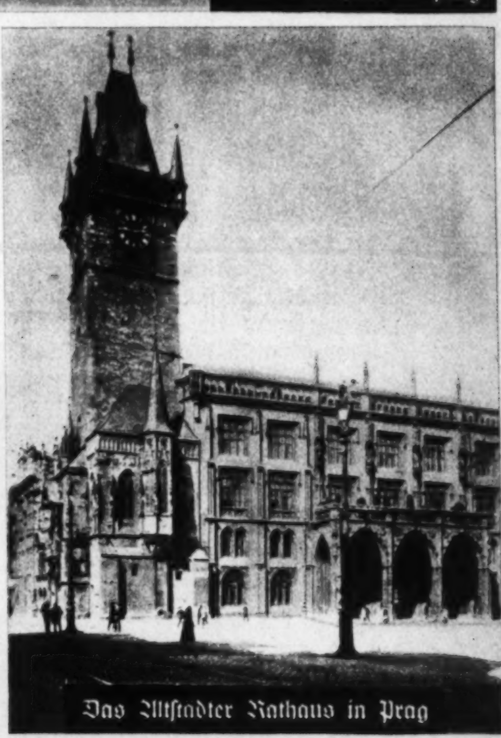
Das Stadthaus in Prag



Nicht Feind — Helfer!



Der Dom von Brünn



Das Altstädter Rathaus in Prag



Dorfstraße in Pötsching

Eine Stunde Geographie

Von Albrecht Schäfer

Aufnahme: Hans Retzlaff



Häuserzeile mit barocken Giebeln in St. Andrä

Geographie wird heutzutage in den deutschen Schulen überhaupt nicht mehr betrieben. Das schöne — oder irre ich mich etwa? — Unterrichtsfach, dessen Name uns schon Verdruß bereitete, (wie oft habe ich, wie oft sah ich das Wort mit pf geschrieben?!) heißt heute Erdkunde und in den unteren Klassen schlicht und vertrauenerweckend Heimatkunde.

Geographiestunde! Mal ehrlich: wem fallen da nicht gleich die berühmten Namenreihen „Iller, Lech, Isar, Inn", „Neckar, Main, Lahn, Sieg Wupper, Ruhr und Lippe", „Ob, Jennissei und Lena", „Amur, Hwang ho, Jang tse kiang" und ähnliche ein? Wem plagt nicht heute noch bisweilen im Traum das schlechte Gewissen, bei der „Umfahrt um Großbritannien aus dem Kopf" die Namen einiger Kaps oder Meerbusen ausgelassen und dafür einen Tadel erhalten zu haben? Wie lang war doch der Nil, wie breit der Amazonenstrom, und welcher von den dreien war nun der höchste Berg: der Cordilleras, der Chimborazo, der Sorata oder der Aconcagua? Ja, die Geographiestunden früherer Zeit glichen gar oft einer Fahrt durch ein Meer, in dem Namen und Zahlen die tückischen Klippen bildeten, und nur der, der über ein gutes Gedächtnis verfügte, oder tüchtig „geochst" hatte oder — gut zu „schummeln" verstand, kam glücklich durch die Fährnisse einer solchen Unterrichtsstunde.

Hüten wir uns aber, den Geographieunterricht „unserer Zeit"



Tonschneider in Stoob

Hilfe bei der Schularbeit
Geographie

in Bausch und Bogen zu verdammen: ein solides Wissen von Zahlen und Namen gehört auch heute zu den Fundamenten erdkundlicher Erkenntnisse, nur dürfen diese nicht letzter Zweck sein, nur darf ihre Einprägung nicht das Ziel des Erdkundeunterrichts darstellen. Es lag in der Zielsetzung der Schularbeit einer früheren Zeit begründet, einer Zielsetzung, die auf die Vermittlung eines möglichst umfangreichen Wissens und Könnens ausgerichtet war, daß in allen Unterrichtsfächern an das Gedächtnis hohe Anforderungen gestellt wurden, und im Rahmen des Bildungsideales einer vergangenen Zeit gesehen, konnte der Geographieunterricht gar nicht anders sein, als er war.

Die Anschauungen über den Sinn und die Aufgabe des Schulunterrichts haben sich inzwischen grundlegend gewandelt. Aus der bildungsvermittelnden Lehranstalt ist die Schule eine Erziehungsstätte geworden. Und aller Unterricht dient der Erziehung. Auch der Unterricht in der Erdkunde. Auch er soll den deutschen Menschen formen und gestalten helfen. Diese ihm zugewiesene Aufgabe bringt es mit sich, daß auch in diesem Unterrichtsfach nicht totes Wissen in das Kind hineingestopft wird, daß erdkundliche Tatsachen dem Kinde nicht zum mechanischen Auswendiglernen dargeboten werden, sondern, daß das Kind Erdkunde „erlebt".

Erleben ist eine Sache der inneren Anteilnahme an einem Gegenstand. Sie kann nicht an das Kind von außen herangetragen werden, sondern setzt die innere Bereitschaft des Kindes voraus.

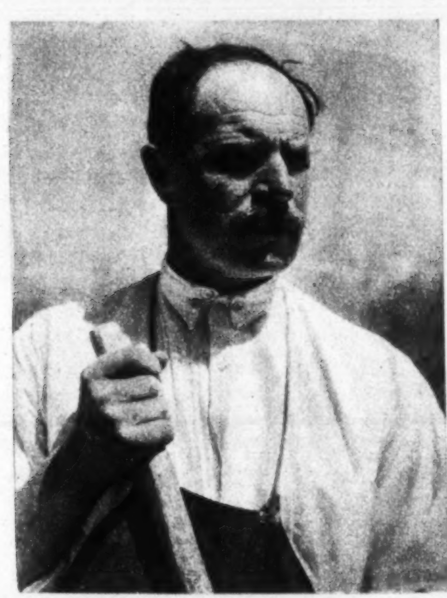
Darum wird ein zeitnaher Erdkundeunterricht zunächst dafür zu sorgen haben, daß sich diese innere Bereitschaft, daß sich das Interesse am Fach einstellt und entwickelt. Das wird der Fall sein, wenn das Kind nicht zum bloßen Lernen gezwungen, sondern zum selbständigen Forschen angehalten wird. Ein Kind und Forschen?! Ist denn so etwas möglich? O ja! Wir dürfen natürlich hierbei nicht an die Tätigkeit zünftiger Geographen und Weltreisender denken. Aber schon das Kind der letzten Grundschuljahre kann sich forschend seine Heimat erobern, kann aus den heimatlichen Gegebenheiten von Wiese, Wald, Feld, Strom, Berg usw. zu selbständigen, wenn auch einfachen Schlußfolgerungen über die heimatlichen Menschen und ihre Tätigkeit, über ihr Freud und



Töpfereibrennofen in Stoob



Ausblick vom Rosaliengebirge auf das nördliche Burgenland



Bauer aus Pöntelsdorf

Leid und ihre Geschichte erzogen werden. Die Karte der Heimat — auch sie wird nicht gegeben, sondern erarbeitet — erzählt nun dem Kinde in ihrer Sprache, d. h. durch ihre Zeichen, das wieder, was die Augen in Wirklichkeit sahen. Und das Kartenverständnis, das Kartenlesenkönnen setzt sie instand, sich selbständig in eine fremde Gegend hineinzudenken und an Hand der Karte in großen Zügen die Ferne zu erforschen.

Was verrät denn dem Kinde eine Karte, die eine außergewöhnlich enge Besiedlung zeigt? Zunächst, daß dort viele Menschen ihren Lebensunterhalt finden. Das kann durch äußerst fruchtbares Land, das auf kleinstem Raum vielen Menschen Nahrung gibt, der Fall sein. Führen aber durch diese Landschaft auch viele Eisenbahnen, so liegt der Schluß, daß die Gegend Bodenschätze birgt, auf der Hand.

Eine andere Karte zeigt Dörfer, die den Namen von Städten in einer anderen Landschaft tragen. Was bedeutet denn das? Hier handelt es sich um ein Kolonisationsgebiet, das einst von Menschen, die aus jener Landschaft kamen, besiedelt wurde. Sie gaben in Erinnerung an ihre Heimat ihren Ortschaften die ihnen so vertrauten Namen. Ein Stück Geschichte wird aus der Atlasbetrachtung lebendig.

Solche Schlüsse sind buchstäblich „kinderleicht". Sie machen ein Lernen aus Lehrbüchern überflüssig und — machen Spaß. Die Einführung in das Kartenverständnis, das Einarbeiten in den rechten Gebrauch der Karte wird deshalb in der Schule mit großer Sorgfalt betrieben. Die dazu aufgewandte Zeit macht sich im späteren Unterricht bezahlt. Die Karte in der Hand des Kindes ist das Handwerkzeug, mit dessen Hilfe sich das Kind die erdkundlichen Erkenntnisse erarbeitet. Darum sei hier eine Bitte an die Eltern, nämlich die Forderungen der Schule nach Ausrüstung der Kinder mit gutem Kartenmaterial tatkräftig und verständnisvoll zu unterstützen, erlaubt. Der Ortsplan, das Feldmeßtischblatt, die „Generalstabskarte", die Karte der Heimatprovinz und endlich ein moderner Atlas — der aus früheren Jahren ist ja längst überholt! — das sind keine übertriebenen Ansprüche, die die Schule stellt, das sind Notwendigkeiten.

Es läßt sich nicht ableugnen, daß durch ein Lehrverfahren, in dem das Kind sich erdkundliche Tatsachen selbständig erarbeitet und das heißt „Erdkunde erlebt", viel mehr Zeit verloren geht, als wenn der Lehrer von sich aus den gesamten Stoff darbietet und in seinen Kernpunkten — Namen, Zahlen und besondere Gegebenheiten — aus-



Burg Lockenhaus



wendig lernen läßt. Aber wie der heutige Geschichtsunterricht nicht den Versuch macht, den Kindern einen lückenlosen Abriß der Geschichtstatsachen zu vermitteln, so verzichtet auch der Erdkundeunterricht darauf, „alles" zu behandeln. Er wird in der großen Schau „Der deutsche Lebensraum", „Deutsche jenseits der Grenzen" und „Unser Vaterland und die Fremde" gesehen, und in ihm spielt es keine Rolle, wenn einmal ein Land oder Ländchen nicht „behandelt" wurde, obwohl es doch auch auf der Karte liegt.

Wenn aber ein Land oder eine Landschaft behandelt wird, dann begnügt sich der Lehrer nicht damit, nur die geographischen Tatsachen — Lage, Bodengestalt, Bodenbeschaffenheit, Bewässerung, Städte usw. — herauszustellen, sondern er setzt sich das Ziel, die Landschaft in ihrer Totalität den Kindern nahezubringen und erleben zu lassen. Da wird den Beziehungen nachgegangen, die die Heimat zu diesem Flecken Erde hat, da wird ihr Wert oder Unwert für die Menschheit schlechthin beleuchtet, da wird seine strategische Lage erörtert und seine wirtschaftliche Bedeutung für den Weltmarkt, und zu all diesen Gegebenheiten wird die Geschichte dieses Landes oder dieser Landschaft in Beziehung gebracht oder aus diesen Gegebenheiten heraus zu verstehen versucht. Nicht nur nebenbei wird der Mensch, den diese Landschaft formte, erwähnt; sein Ringen um die Heimat, sein schöpferischer Anteil an den kulturellen Gütern der Welt, sein Volkstum, sein Kunstschaffen und letztlich seine Weltanschauung wird in den Kreis der erdkundlichen Betrachtung mit einbezogen.

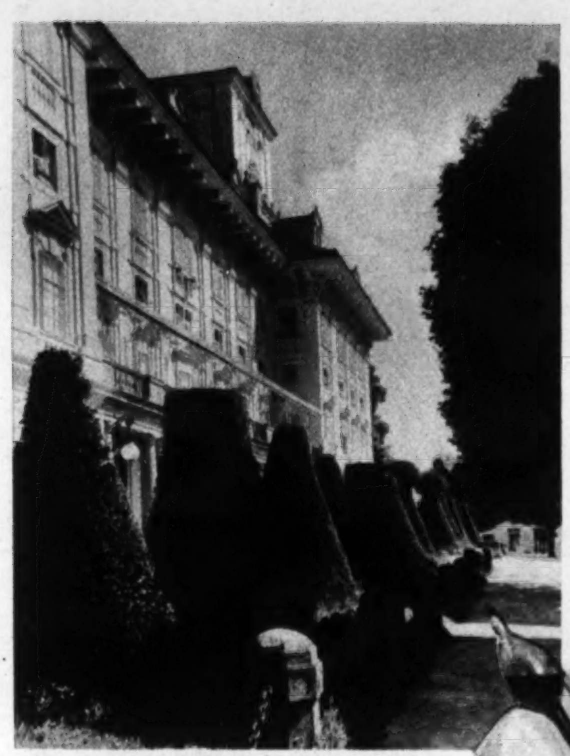
Und so wird aus einer Erdkundestunde wirklich etwas ganz anderes als das, was wir aus unserer Schulzeit in Erinnerung haben. Erdgeschichte, politische Geschichte, Wirtschaftsgeschichte, Naturgeschichte, Kunstgeschichte, Literaturgeschichte, Volkstums- und Rassenkunde werden mit den uns als zur Geographie gehörenden geläufigen Begriffen im neuzeitlichen Erdkundeunterricht zu einer Einheit verschmolzen. Und darum haben die modernen Erdkundestunden kein einheitliches Gesicht, darum gibt es für sie kein unterrichtstechnisches Schema, wie es einst üblich war, so daß eine Erdkundestunde der anderen ähnlich war wie ein Ei dem andern. Sie scheinen heute eine Geschichts-, morgen eine Deutschstunde zu sein und können übermorgen mit einer Naturgeschichts- oder -lehrestunde verwechselt werden: immer aber stehen sie unter dem Zeichen der Ganzheit des erdkundlichen Themas.


Blick auf Stadt und Burgruine Güssing


Bauernmädchen aus Parndorf




Burg Forchtenstein



links:
Schloß Esterhazy
in Eisenstadt

rechts:
Der Hof des Hayden-
hauses in Eisenstadt

unten:
Bauer aus Posselsdorf
beim Weinheben

Aufnahmen:
Hans Retzlaff

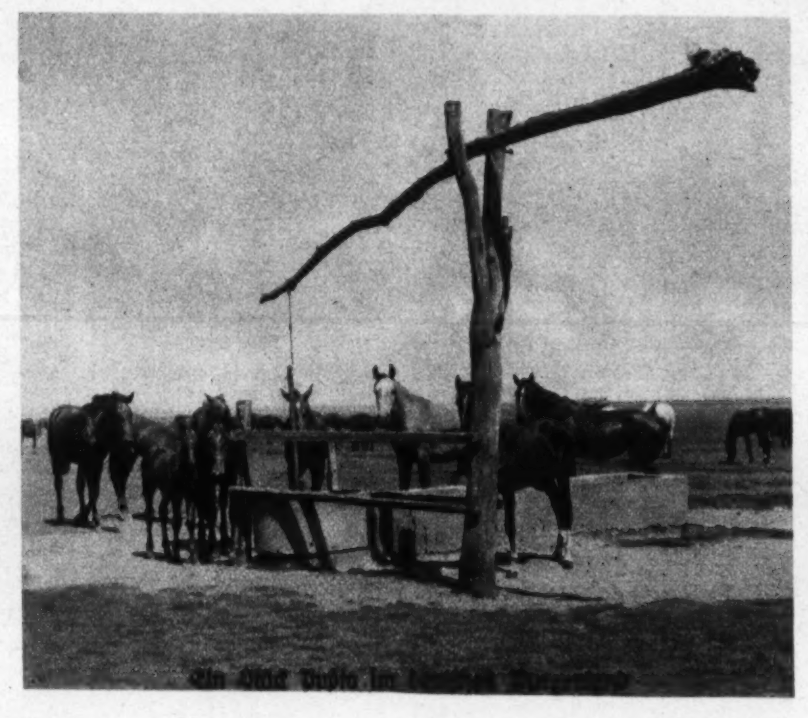


Auch der Erdkundeunterricht dient der Erziehung des politischen Menschen. Erziehung kann nicht planlos geschehen, und die Erziehungshilfen können nicht planlos angewendet werden. Deshalb hat sich der Erzieher seine erdkundlichen Themen zu einem wohldurchdachten Plan zusammengestellt, der alles Wesentliche berücksichtigt, über alles Unwesentliche aber souverän hinweggeht. Wenn es jedoch die Zeit erfordert, dann wird er ohne Bedenken diesen Plan durchbrechen. Denn was würden wir wohl von einem Erzieher halten, der, anstatt während der spannungsgeladenen Septemberwochen des vergangenen Jahres Sudetendeutschland in den Mittelpunkt seines Erdkundeunterrichts zu stellen, von der Bedeutung des Panamakanals gesprochen hätte? Seinerzeit das Saarland, dann Deutsch-Oesterreich und zuletzt Sudetendeutschland, das waren brennende Fragen, die ohne „Anweisung" dem Erdkundeunterricht für Wochen und Monate das Gepräge gaben. —

Und so wird auch in Zukunft das Gegenwartsgeschehen stärkste Berücksichtigung in unseren Erdkundestunden finden.

Deutschland ist größer geworden. Um den Teil Europas größer geworden, der zu unserer Schulzeit erfahrungsgemäß im Erdkundeunterricht immer recht schlecht wegkam. Denn Oesterreich kam im Lehrplan, der mit der Behandlung Rußlands begann, dann über die nordeuropäischen Staaten zu den westeuropäischen und denen des Mittelmeeres führte, zuletzt, und wenn die Zeit nicht ausreichte, vielleicht sogar gar nicht dran. Heute ist es ein Teil des Vaterlandes, und dieses Land den Kindern so nahezubringen, wie es bislang mit den andern deutschen Landschaften geschah, ist heilige Pflicht.

Unsere Bilder zeigen einen Teil dieser neuen Ostmark, das Burgenland. Hand aufs Herz: Wer hat in seiner Schulzeit etwas von diesem Lande gehört? Wer weiß, daß es früher Heinzenland hieß, fränkisches Kolonialland ist, ursprünglich zu Oesterreich, von 1647 an aber zu Ungarn gehörte, 1919 wieder österreichisch wurde und zum gleichen Zeitpunkt eine seiner Hauptburgen, Preßburg, an die Slowakei verlor, niemals jedoch sein Deutschtum aufgab? Unsere Jungen und Mädel werden das alles jetzt erfahren oder haben es schon erfahren. Und was uns durch die Tat des Führers wie ein Geschenk in den Schoß fiel, das wird durch einen zeitnahen Erdkundeunterricht von unserer Jugend gedanklich erobert werden und auch innerlich eingefügt werden in den Kranz der deutschen Landschaften, die in ihrer Gesamtheit den Namen Deutschland tragen.



Ein Stück Puszta im [illegible]

Deutsche Mutter in Sibirien

Roman von Erna Leibfried-Kügelgen

3. Fortsetzung.

Die Dörfer sind verlassen, weil die Baschkiren schon im Mai mit ihren Herden entferntere Weideplätze aufsuchen. Um diese Zeit erwacht der Wandertrieb dieses Nomadenvolkes. Die Steppenbaschkiren führen Filzzelte mit sich, die Waldbaschkiren aber haben weitverstreute Blockhütten, die sie Jahr für Jahr aufsuchen. Die boshaften Russen freilich behaupten, sie verlassen nur ihre Häuser, um bei der sommerlichen Hitze nicht von Wanzen und Schaben gänzlich aufgefressen zu werden.

*

Wir fahren durch Urwälder, durch Bäche, kommen an blumigen Wiesen vorbei, bis es dunkelt. Nun wird es Zeit, sich nach einem Nachtquartier umzusehen, doch kein Dorf ist zu erblicken. Da entschließen wir uns kurzerhand, draußen zu nächtigen. Die Nächte sind in dieser Gegend selbst bei großer Tageshitze empfindlich kalt. Eine Wagenburg wird aufgefahren und bald lodern viele Feuerchen zum nächtlichen Sternenhimmel empor. Die Stimmung ist wieder froh. Die Polen durften im großen Russendorfe unbehelligt weiterleben, so sind wir Deutschen ganz unter uns. Man hat das Gefühl der Freiheit, hier im nächtlichen Walde, wenn auch nur für ein paar Stunden. Unter unseren Landsleuten befinden sich Musiker, die in Riga im Stadttheater angestellt gewesen waren. Sie stimmen ihre Instrumente, jetzt ihren ganzen Reichtum, den sie immer bei sich haben, und bald ertönt ein munterer Marsch. Vaterländische Lieder folgen, und wir alle stimmen mit ein. So erklingt Sang auf Sang an den Lagerfeuern dieser heimatlosen Menschen. Es hat doch keinen Sinn, sich zu sorgen und zu grämen, obgleich wir nur ein Spielball in der Hand einer feindlichen Macht sind, und ein Gedanke macht uns fast übermütig: Unsere braven Feldgrauen stürmen vorwärts: Warschau ist gefallen! Und wir können nur zeigen, daß deutscher Lebensmut sich nicht unterkriegen läßt. Fühlen, daß in unserer ungewissen Lage die Liebe zur Heimat nur stärker wurde und der Glaube an die Heimat nicht verlischt.

Wir stehen vor dem Wagen, auf dem unser Kleeblatt schlummert. Irmgards braunes Köpfchen ist auf die Seite gesunken, neben ihr ruht Rotraut, rosig und frisch wie eine Apfelblüte. Sorgenvoll sehen wir auf das bleiche, schmale Oval unseres Elfenkindes. Alle drei aber atmen ruhig, als hätten sie stets im Wagen unter Gottes freiem Himmel geruht. Wir decken sie noch mit einem Wachstuch zu und tuen recht daran; bald stehen richtige Pfützen vom starken Nachttau in allen Vertiefungen. Ich liege lange wach. Wie herzenswarm klang doch das traute Lied „Guten Abend, gute Nacht". Wie innig hatten die Musiker, auf meinen Wunsch hin, diese Weise gespielt, als wären ihre Gedanken bei unseren drei lieben Kindern. Wie oft hatte ich es ihnen gesungen in ihrem warmen, freundlichen Kinderzimmer. Was sind sie nun geworden? Zigeuner ohne Herd und Heim und ohne Zukunft. Schlaft ruhig unter dem Sternenhimmel, und Gott behüte euch!

An den herabgebrannten Lagerfeuern hocken einige verschlafene Gestalten; auf dem Erdboden Menschen in allen Stellungen; man hört leises Flüstern und das Schnauben der weidenden Pferde.

Schon früh regen sich die Schläfer. Die Feuer lodern wieder auf; einer nach dem anderen macht sich wieder auf den Weg. Bei uns dauert es natürlich länger, doch endlich sind wir auch so weit. Die Sterne verblassen, wie still und erhaben steht der Wald! Die ersten Sonnenstrahlen funkeln auf den betauten Wiesen. Wie ein erfrischender Trunk wird der unberührte köstliche Morgen. Die Gegend ist wunderbar: Birken- und Kiefernwälder, Berge, Flüsse, alles wild, romantisch.

Ein froher Jauchzer meiner Aeltesten läßt mich aus meinen Träumen aufschrecken. „Mutti, guck, ich kutsche ein lebendiges Pferd, ich kutsche ganz allein!" Sie hält selig die dreckige Leine, zerrt und schnalzt und versucht es, die unglaublich groben Flüche des russischen Rosselenkers nachzusprechen. „Zieh, du verfluchtes Biest, du Hundesohn!"

Die Sonne brennt unbarmherzig; Frauen und Kinder leiden schon lange an Sonnenbrand. Endlos dehnt sich der heiße Tag, aber schließlich wird es kühl; bald blinken die ersten Sterne auf.

In einem verlassenen Baschkirendorfe wird Halt gemacht. Nur ein Eingeborener ist da, der die Feuerwache hat. Wir ziehen es aber auch diesmal vor, draußen unter freiem Himmel zu schlafen; man hat außer der frischen Luft noch die Sicherheit, kein Ungeziefer zu erwischen. Erst gegen Abend des dritten Tages kommen wir in unserem Bestimmungsort Temjasowo an. Stundenlanges Warten auf dem Markte dieses größeren Ortes, bis wir verteilt werden. Endloses Warten auf der Straße vor den verschlossenen Häusern des ausgestorbenen Dorfes, in das wir gewiesen worden sind. Schließlich kommt ein russischer Polizist und öffnet uns die Häuser. Er verteilt uns nach Gutdünken. Wir haben Glück, unser Haus muß einem reichen Baschkiren gehören, denn es hat zwei Stuben und sogar heile Fensterscheiben! Das eine Zimmer ist sozusagen die gute Stube; dort lebt der Hausherr, dort steht der Koffer mit den Reichtümern, dort ist die Pritsche, die beim Baschkiren alle Möbel ersetzt, mit einem bunten Teppich belegt. Auf dieser Pritsche sitzen die Eingeborenen mit untergeschlagenen Beinen, wenn sie essen oder Tee trinken. Nachts breitet man die Teppiche aus, die am Tage aufgestapelt in einer Ecke liegen, und das Lager ist fertig. Je höher der Stapel der bunten, oft sehr geschmackvollen, selbstgewebten Teppiche, desto reicher der Baschkir. In dieser besseren Stube ist auch der Ofen schön weiß getüncht, auf dem die Messingschale und der Messingkrug für die religiösen Waschungen stehen. Das Zimmer ist natürlich klein und niedrig für unsere Begriffe, aber verhältnismäßig sauber. Auf der anderen Seite des Vorraumes liegt die „schwarze Hütte". Dieses Zimmer ist für die Weiber, Kinder und das Kleinvieh bestimmt. Diese Zusammenstellung ist charakteristisch. Der Raum ist schmutzig und dunkel. Nur in einem offenen Kamin aus Lehm brennt Feuer. Ebenso unter einem großen eingemauerten Kessel, aus dem die Frauen das vorgewärmte Wasser für den Samowar nehmen, der dem Baschkir genau so unentbehrlich ist wie dem Russen. In einer Ecke dieser „schwarzen Hütte" ist der Kalbstall, ein kleiner verdeckter Raum, aus dem die schönsten Düfte steigen. Alles ist verwahrlost, die Fensterchen noch kleiner. Es ist, als ob man den Frauen so recht ihre Minderwertigkeit zu Gemüte führen möchte.

Aber zwei Zimmer hat nur der reiche Baschkir, der arme muß sich in eines fügen, und wenn er Besuch hat, so sitzt sein Weib hinter einem Kattunvorhang; denn weder darf der Fremde ihr Gesicht sehen, noch ist es ihr gestattet, mit Männern zusammen zu essen. Nur bei ganz alten männlichen Verwandten wird eine Ausnahme gemacht und alten Frauen, die viele Kinder gehabt haben, erweist man die Ehre, mit Männern zusammen Tee trinken zu dürfen.

Wir sind fürs erste gezwungen, in der sogenannten besseren Stube mit noch einem deutschen Ehepaar und zwei anderen Herren zusammen zu wohnen. Es wird reichlich eng, aber man hat keine Zeit und keine Kraft, um unzufrieden zu sein.

Ich sehe mir die Gegend an, vor dem hohen Hoftore stehend. Kümmerlich sieht es aus, trostlos. Der Inbegriff der Einsamkeit und Verlassenheit. Eine lange schmale, mit Gras bewachsene Straße, lauter ärmliche, verfallene Hütten, nur wenige Häuser, die ein Dach haben; sonst sind die Gebäude

nur mit Erde und Gras bedeckt. Auch keine Stallgebäude sind zu sehen, obgleich es so viel Vieh in dieser Gegend gibt. Und der Winter ist doch so unbarmherzig kalt! Holzverschläge, auf denen das Heu verfault, alles windschief und verkommen, dienen wohl zum Schutz. Auch die Umgebung ist nicht verlockend; runde Hügel mit Birken bewachsen, einer wie der andere in unabsehbarer Folge. Ja, hier sieht es trostlos aus, so ein bißchen nach Asien. War ich es denn wirklich, die einmal in der stolzen Residenz des Zarenreiches lebte? Die herrlichen Parkanlagen durchstreifte? Gibt es denn Oper, Ballett, Konzerte? Nein, das habe ich wohl alles in einem anderen Leben gelebt.

Da kommt mein Mann, der zwei Eimer Wasser vom Flusse heranträgt: „Nun, was sagst du jetzt?" — „Ach, lieber mit dir und den Kindern hier im entlegensten Baschkirendörfchen, als allein in der schönsten Wohnung in Petersburg." Da sieht mich mein Mann an, stellt die Eimer hin und in seiner herben Art sagt er nur: „Ich danke dir."

Aus der Hütte hört man laute Rufe: „Mutter, Mutti, Mammi, wo bist du nur?" — „Ich komme schon, ihr Hexen!" Und froh gehe ich an meine ungewohnte Arbeit.

Die schiefäugigen Baschkirenweiber sehen mir neugierig nach, wie ich mit meiner Waschmulde an das Flüßchen gehe; nach ihren Begriffen ist die Wäsche überhaupt viel zu sauber, um gewaschen zu werden. Ja, die Arbeit reißt nicht ab; mein Mann ist selten daheim, es liegt alles auf meinen Schultern. Zu der Arbeit als Vertrauensmann kommen nun noch die stundenlangen Fahrten nach Proviant. Im Dorfe selbst bekommt man nur Milch. Eigentlich verbietet der Koran, Milch und Kumis zu verkaufen. Ganz fromme Baschkiren schenken einem deshalb kleinere Mengen Milch oder Butter, aber es ist augenscheinlich nicht verboten, einen mit alter Milch und ranziger Butter anzuschmieren. Andere sind skrupelloser und nehmen ganz gerne den zehnfachen Wert für ihre Erzeugnisse von den Deutschen. Wir verstehen es überhaupt nicht, daß hier bei dem großen Viehbestand so schwer etwas frische Milch für die Kinder zu erhalten ist. Immer wieder bekommt man das unfreundliche „Jok" (nein, nicht) zu hören, wenn man mit einem „Süt bar?" (ist Milch da) in die dunklen Hütten tritt. Später erfahren wir, daß der Baschkir im Sommer sich mit Butter und Hartkäse eindecken muß, da die unterernährten frierenden Tiere im Winter so gut wie keine Milch geben.

Erika hat die dunkle Wendung in ihrem Leben nicht gut vertragen. Sie wird noch bleicher, zarter, ja durchsichtig. Man hat das Gefühl, ein Federchen aufzuheben, wenn man sie auf den Arm nimmt.

Unser Hausherr ist zwar freundlich, doch ist ihm der Begriff des Vermietens vollständig fremd. Er kommt zu jeder Tageszeit herein, legt sich sogar einmal schweißtriefend auf meine Lagerstatt und fühlt sich überhaupt: ganz zu Hause! Es ist ja seine Hütte.

Eines Morgens erscheint er wutschnaubend, augenscheinlich aufgehetzt und verlangt, daß wir sofort, aber sofort, sein Haus verlassen. Wir sollen nicht einmal den Tee zu Ende trinken. Mir fährt der Schreck in alle Glieder, aber mein Mann hat die nötige Ruhe; er läßt sich nicht so leicht verblüffen. Es ist oft von Nutzen, daß ich ein geläufiges Russisch spreche und die Leute trotz ihrer fremden Aussprache gut verstehe, aber die unerschrockene, selbstsichere Art meines Mannes ist unter diesen Umständen gewiß noch besser. Aus diesmal verläuft alles im Sande. Wir dürfen bleiben.

Als Nachzügler erscheint eines Tages ein junger, kriegsgefangener Oesterreicher, ein schlanker, sehniger Mensch. Er findet keine Unterkunft, und so behalten wir ihn gleich bei uns. Er geht mir mit einer Gewandtheit zur Hand, als hätte er in seinem ganzen Leben nur gekocht, Geschirr gesäubert und Wäsche gewaschen. Dabei haben seine geschickten Hände das Steuer eines Autos gehalten.

An alles kann ich mich gewöhnen, nur die Baschkiren selbst, die nun nach und nach alle wieder in das Dorf ziehen, erfüllen mich immer noch mit Widerwillen. Zu jeder Tageszeit stürzen nun ein paar Weiber herein, stellen sich ohne Gruß in eine Ecke und beobachten jeden Handgriff, den ich tue. Freilich ist ihnen vieles neu und unfaßbar, sie haben z. B. noch nie ein Bügeleisen gesehen, eine Fleischhackmaschine, Stiefelkrem, Chlorodont und Zahnbürste bringen sie zum Lachen. Einmal erwische ich ein Weib, wie sie Schuhkrem kostet. Mir ist es unangenehm und qualvoll, mich immer unter den Blicken der schlitzäugigen Weiber zu bewegen. Ich bin wie erlöst, wenn sie ohne Gruß, wie sie gekommen, auf dem Absatz kehrt machen und entschweben, einen durchdringenden Geruch hinterlassend, der unbeschreiblich eklig ist.

Ein merkwürdiges Volk, ein gegebenes Versprechen wiegt gar nichts; heute so, morgen anders. Unzuverlässig bis dorthinaus. Ihre Gastfreundschaft aber ist großzügig, sogar der ungelegene Gast ist heilig, wird bewirtet und bedient. Einerseits schraubt der Baschkir die Miete so hoch, daß manchem armen deutschen Schlucker angst und bange wird, und andererseits schenkt er gerne. Er hat es schnell gelernt, von seinen Rechten als Hausherr zu sprechen, daß er aber auch Pflichten hat, leuchtet ihm gar nicht ein.

Die Kinder werden oft und gerne beschenkt. Mit den Worten: „Mae Barantschuk" (Da nimm, Kind!) geben sie ihm irgendeine kleine Gabe. So bringt Rotraut einen runden, unten abgeflachten schwärzlichen Ball mit, er riecht sauer. Sie zerbröckelt ihn, und wir wundern uns, daß die Hühner ihn fressen. Es ist ein „Krott", ein Käse, der eines der Hauptnahrungsmittel des Baschkiren ist. Er nährt sich, als Glied eines Hirtenvolkes, hauptsächlich von Butter, Käse, Fleisch und Brot. Anstatt des Brotes gibt es gewöhnlich nur Fladen aus ungesäuertem Teig, die in kleinen Backöfen, aus Lehm und Pferdemist gebaut, gebacken werden. Bei jedem Regen fürchtet man, daß sie zerfallen. Ueber dem Rauche dieses Ofens und in der Sonnenglut trocknen die Baschkirenweiber die runden Quarkkäse; deswegen auch ihre schwärzliche Farbe. Mehl muß der Baschkir kaufen, er treibt keinen Ackerbau. Das Klima in der Höhengegend ist auch zu rauh. Selten nur sieht man kleine Kartoffelbeete, etwa so, wie bei uns jemand ein Spargelbeet anlegt.

Eines Tages wird mein Mann feierlich zu unserem Hausherrn eingeladen. Bevor der ins Dorf zieht, soll noch ein „Herrenessen" auf der Katschöwka, dem letzten Sommerlagerplatz, stattfinden.

„Wie war es denn", frage ich voll Spannung, als er zurückkommt. „Sei du nur froh, daß du nicht da warst, der Ekel hat mich zuweilen geschüttelt. Der Wirt empfing mich zwar sehr würdig, ich mußte meine Hände mit lauem Wasser aus der Messingkanne übergießen lassen und dann wie ein Türke auf dem Teppich Platz nehmen. In einem großen Kessel, ähnlich wie unsere Waschkessel in der Heimat, hatten die Weiber dreierlei Fleisch zusammen gekocht: Schaf, Stute und Gans. In der Brühe schwammen breite Nudeln aus schwarzem Mehl. Die meisten Gäste hatten keinen Löffel, tranken die Brühe aus der hohlen Hand. Natürlich gab es nur eine Schüssel und auch keine Messer und Gabeln. Das Fleisch wurde mit der Hand herausgelangt und die Knochen säuberlich abgenagt. Mir, als dem Ehrengaste, schmierte der Wirt, einer alten Sitte gemäß, ein Stück recht fettes Hammelfleisch in den Mund. Du weißt, ich kann überhaupt kein Fett essen, ich bin fast erstickt. Nach beendigter Mahlzeit sah unser Platz so aus, als hätten wilde Tiere ein Schaf zerrissen. Den Tee tranken wir aber aus niedlich kleinen flachen Tassen, d. h. eigentlich aus den Untertassen, und darin zeigen sich diese Wilden als Feinschmecker, denn aus einer flachen Schale schmeckt der Tee bekanntlich besser, kommt sein Aroma mehr zur Geltung. Ungezählte Tassen wurden mir eingegossen, ich konnte mich nicht wehren, bis ich bemerkte, daß meine Tischgenossen ihre Tassen umdrehten; dann bekommt man nur noch einmal eingeschenkt und wird nicht mehr genötigt. So gebietet es die Etikette. Im Sommer, erzählte mir der ‚Hosain' (Hausherr) trinken die Männer fast ausschließlich Kumis, das ist gegorene Pferdemilch."

„Richtig", sagte unsere Irmgard, „ich habe das sauerriechende Faß schon in einer Ecke der Nebenhütte stehen sehen. Muhamed holte gerade eine ertrunkene Maus heraus."

„Wie dem auch sei, die Pferdemilch, mit Hopfen zum Gären gebracht, räuscht augenscheinlich ziemlich stark, ist aber auch sehr nahrhaft und bekömmlich. Im Sommer wird der Baschkir rund und fett und befindet sich meistens in gehobener Stimmung."

„Deshalb werden wohl auch die vielen Stuten gehalten, Vater? Ich sah, wie ein Weib mit einem Stocke, an dem eine Schlinge aus Schnur befestigt war, eine Stute fing und dann die zwei schwarzen Zitzen — ich wußte gar nicht, daß Pferde nur zwei haben — vorsichtig durch die Finger zog. Der

Stab soll heilig sein. Wir Deutschen dürfen ihn gar nicht berühren! Denke, Vater, Herr Schulze hat einen zerhacken wollen, um Feuer zu machen, da haben ihn die Baschkiren tüchtig verprügelt. Weißt du, die armen Füllen tun mir so leid, sie sehen so sehnsüchtig auf die Milch, wenn ihre Mütter gemolken werden und manche haben Maulkörbe, wie bissige Hunde."

„Was hatten denn die Gäste zu dem ‚Herrenessen" angezogen?' frage ich in weiblicher Neugierde. „Nun, wie immer, die weite Kattunpluderhose, hohe Stiefel und ein mehr oder weniger sauberes Hemd. Aber glaube mir, trotz ihrer Lumpen, des Ungeziefers und des Schmutzes, es ist doch ein Herrenvolk! Stolz und ruhig, von einer unnachahmlichen Würde, von der Wichtigkeit ihrer Person überzeugt. Und wann arbeitet denn ein Baschkir? Wenig oder gar nicht! Die Weiber müssen alles machen: Holzhacken, Wasserschleppen, das Vieh besorgen usw. Er, der Herrlichste von allen, trinkt und ißt, empfängt Besuch und fährt auf den Markt, um einzukaufen und Neuigkeiten zu hören."

Nun, hoffentlich steckt das nicht an, geht es mir durch den Kopf, das könnte mir so passen!

„Unser Wirt ist sehr reich, er hat zwei Frauen und einige hundert Pferde. Er sagt, genau wisse er die Zahl nicht, da sie als Herde gänzlich frei in der Steppe herumziehen und die Fohlen noch nicht gezählt sind. Eine Masse Kühe, Schafe, Ziegen, Kälber! Aber die Tiere werden gar nicht gepflegt, bleiben sogar im Winter draußen, und die armen Pferdchen scharren sich das Gras kümmerlich mit den Hufen unter dem Schnee heraus. Ich bin entsetzt über diese Grausamkeit und sagte es auch der Bande, aber die Männer lachten mich nur aus, das sei doch nur Viehzeug, die sind es nicht anders gewöhnt! Nur die jüngeren Tiere kommen in die Ställe, obgleich man die elenden Verschläge gar nicht so nennen kann. Kein Wunder, daß die Kühe im Winter keine Milch geben!"

„Und die allerjüngsten Tiere kommen in die schwarze Hütte", ergänzt Irmgard, die aufmerksam zugehört hat, „in unser Schlafzimmer; so gut haben es nicht einmal die Kälberchen und Zicklein in Deutschland, gelt Vater?"

Da lachen wir Eltern. „Ja, aber unsere Schlafzimmer sind dort auch etwas anders!"

*

Eines Tages klopft es an die niedrige Haustür, aber es tritt kein Landsmann herein, der seinen Vertrauensmann besuchen will, wie so oft, sondern eine Dame im Reisekostüm. Etwas Bekanntes weht mir entgegen, und doch ist sie mir gänzlich fremd. „Ich bringe Grüße von den Ihrigen", sagte sie, „ich komme aus Petersburg."

Das ist nun eine unerwartete Freude! Am Abend erzählt sie uns in schlichter Weise ihre Geschichte: Sie ist aus einem reichen und vornehmen Hause Livlands, eine Baltin, die aus innerem Drang barmherzige Schwester wurde. Als der Krieg kam, pflegte sie mit derselben Aufopferung russische verwundete Soldaten wie jeden anderen Kranken. Aber die vielen schweren Erlebnisse der Balten, die erschütternden Erzählungen der verwundeten Soldaten, ihr ganz deutsch-vaterländisch empfindendes Herz trieben sie dazu, sich ein Tagebuch anzulegen, um alles, was ihr von Wichtigkeit schien, aufzuschreiben. Auf die Denunziation eines lettischen Angestellten hin wurde das Tagebuch von der russischen Polizei beschlagnahmt, sie selbst verließ sofort das Krankenhaus, um es nicht zu kompromittieren. Sie wurde auf dem Rittergute ihres Vaters verhaftet. — Eine furchtbare Zeit folgte im Rigaer Gefängnis. Ihre deutsche Gesinnung wurde ihr zum Verhängnis. Sie blieb fünf Monate in Einzelhaft. Aber", sagte sie, „mich haben die Russen nicht klein gekriegt, ich habe mit schmetternder Stimme deutsche Lieder gesungen, und meine schönsten Stunden waren es, wenn ich dichtend, und zwar vaterländische Gedichte dichtend, auf meiner kleinen Pritsche lag."

Als Riga bedroht wurde, wurden die Gefangenen nach Petersburg gebracht. Zwischen Schwerverbrechern in Ketten, unter dem Abschaum der Menschheit, mußte dieses junge, adlige Mädchen ihre Tage verbringen. In Petersburg erhielt Fräulein von S.-H. eine bessere Zelle, es wehte ein anderer Wind. Eines Tages hieß es, sie sei frei. Doch müßte sie möglichst schnell, möglichst weit verschwinden. Durch meine Schwestern hörte sie von uns, sie reiste, ohne ihre Eltern wiedergesehen zu haben, nach Baschkiria.

Wir nahmen Fräulein von S.-H. natürlich gerne bei uns auf.

Am nächsten Abend, die drei munteren Herlein schlafen endlich, zieht unser Gast ein kleines Buch aus ihrer Reisetasche. Sie liest uns ihre, im Gefängnis verfaßten Gedichte vor. Die kleine Baschkirenstube wird hell und licht, denn ein großes Talent und eine heiße Seele entfalten ihre Schwingen. Die Gedichte sind politischer Natur, die heiße Sehnsucht eines jungen Baltenherzens spricht aus jeder Zeile. Die Sehnsucht nach den deutschen Erlösern, die ihre unter russischer Willkür geknechteten und geknebelten Brüder erlösen sollen. Das von schwerem Erleben fast überreizte Gemüt der jungen Dichterin, ihre schwärmerische Liebe zum großen Stammlande, dem die herrlichen Siege im Weltenringen einen Strahlenkranz verleihen, findet so rührende Worte, daß wir tief ergriffen sind. Uns allen dreien wird dieser Abend, an dem uns unsere Liebe zum Vaterlande fast schmerzhaft bewußt wird, unvergessen bleiben.

Ein paar Wochen ist Fräulein von S.-H. unser Gast, dann zieht sie nach Temjasowo, wo ein junger österreichischer Edelmann sich ihrer angelegentlich annimmt und später als seine Frau heimführt.

Habe ich durch diesen Gast eine angenehme Abwechslung gehabt, findet mein Mann auch einen guten Freund. Der „Doktor", wie er allgemein genannt wird, ist ein weitgereister, gebildeter Mensch, Dr. chem. Mir gefällt er vom ersten Augenblick an, denn seine ernsten blauen Augen haben einen geraden Blick, das ganze Gesicht ist männlich, herb, verschlossen. Seine reservierte, oft etwas spöttische Art stört mich nicht. Sie ist mir angenehmer als manches, glatte, überhöfliche Wesen. In den kommenden Monaten wird er uns ein guter Freund und verbringt mit uns manche frohe Stunde.

Allmählich lege ich mir eine gewisse Menschenkenntnis zu, denn es gehen viele Menschen durch unser Haus. Da wird manche Tasse Tee gemeinsam getrunken und viele freuen sich an den kleinen deutschen Mädchen. Zwar kann man nicht sagen, unsere Gäste hätten ihre Füße unter unseren Tisch gestreckt, denn wir essen und trinken von einer Holzkiste, in der wir die Hühner aus dem Russendorf mit uns nahmen und die mit einem Wachstuche säuberlich zugedeckt ist.

Mein Mann macht öfter Fahrten, um die Landsleute als Vertrauensmann in den verschiedensten Dörfern zu besuchen.

Eines Tages fährt er auch nach Baimak.

Die Fahrt längs der Bergkette des Südurals ist landschaftlich wunderbar. In Baimak haben die Herren, der Doktor ist mit von der Partie, Gelegenheit, das Gold- und Kupferschmelzwerk zu besichtigen, gerade zu der Zeit, als ein Schmelzofen abgelassen wird. Es ist ein wundervolles Bild, wie die rotglühende Schlackenmasse in einem ungefähr einen halben Meter breiten Fluß abfließt. Wie erstaunt aber sind die Deutschen, als diese todbringende Flut sich einfach über den Hof ergießt und gar nicht abgesperrt wird. Das sollte in unserem Vaterlande passieren! Da sieht man wieder den unverantwortlichen russischen Leichtsinn!

Auf den Baimaker Goldbergwerken arbeiten auch 250 österreichische und elf reichsdeutsche Kriegsgefangene Soldaten. Das Zahlenverhältnis erfreut die beiden Patrioten. Mit Schmunzeln hören sie auch die Feststellung der Baschkiren, es kämen viel weniger „nastojastschaije" (richtige) Deutsche in die Gefangenschaft, als andere Soldaten.

*

Der Winter naht. Der Winter 1915/16. Es wird kalt, und die Flamme in unserem Oefchen darf gar nicht ausgehen. Es ist mein Amt, „die heilige Herdflamme" zu betreuen. Auch nachts muß ich oft aufstehen und Holz anlegen. Hier im Ural kennt man keine Briketts oder Kohlen, es wird ausschließlich Holz gefeuert, das in unermeßlichen Wäldern jedes Dorf umgibt.

Das Feuer ist immer mein Freund gewesen, welche Farben, welches Leben, welche Schönheit! Es läßt sich so herrlich träumen, wenn man in die versinkende Glut starrt; der Blick kann sich nicht losreißen von der Schönheit dieses Elementes. Auch das Feuer ist ein Stück ewiger Schönheit wie das Meer, die Wolken oder die Berge.

(Fortsetzung folgt.)



Die Reichspostbeamtin

Von Gerda Simons / Aufnahme: Atlantic-Photo

Als ich kürzlich auf einer Dienstreise in Süddeutschland war, fielen mir schon in München und später vor allem in Stuttgart auf den Postämtern die weiblichen Schalterbeamten auf. Wir in Norddeutschland kannten die Frau am Postschalter während der Kriegsjahre, heute treffen wir sie höchstens noch in kleinen Orten an. Der mir ungewohnte Anblick veranlaßte mich natürlich, die Ursache dieser Erscheinung einwandfrei festzustellen. Dabei ergab sich zunächst, daß man in Süddeutschland — übrigens ganz besonders in der Ostmark — von jeher die Frau auch im Schalterdienst der Postämter verwendet hat; sie konnte in dieser Laufbahn wie der Mann zum Postmeister aufsteigen. Gleichzeitig wurde aber meine Vermutung bestätigt, daß die Reichspost allenthalben nicht genügend Nachwuchs habe, und daß deshalb die weibliche Jugend heute gute Aussichten bei der Reichspost hat.

Die Post hat im modernen Verkehrsleben sehr mannigfache Aufgaben zu erfüllen. Die ehemals so wichtige Beförderung von Personen, die heute statt mit der Postkutsche mit großen Kraftomnibussen vor sich geht, ist für die meisten Orte in den Hintergrund getreten; jeder von uns denkt zunächst an die Beförderung der Briefe und Pakete und an die Nachrichtenvermittlung durch Telefon und Telegraf. Mit der Entwicklung der Handelsbeziehungen innerhalb des Reiches und mit dem Ausland stiegen die Anforderungen an den Postdienst, dem die ungeheuren Fortschritte der Technik gleichzeitig die Mittel lieferten, den gesteigerten Ansprüchen an Schnelligkeit und Zuverlässigkeit gerecht zu werden. Neben der Bahn und dem Schiff spielen Auto und Flugzeug im Dienst der Post eine wachsende Rolle, und nachdem mit Hilfe des elektrischen Stroms Fernsprecher und Telegrafie zu hoher Vollkommenheit entwickelt waren, benutzt die Post heute auch die neu entdeckten elektrischen Wellen und sendet ohne Draht Radiotelegramme an Schiffe auf hoher See, vermittelt drahtlose Ferngespräche vom fahrenden Zug aus. Die technisch modernste Post-Einrichtung ist bekanntlich das Fernsehen und der Bildfunk. Es braucht kaum ausgeführt zu werden, daß die Bewältigung all dieser Aufgaben eine ungeheure und vielseitige Organisation voraussetzt, vor allem ein nach Hunderttausenden zählendes Heer von geschulten Fachkräften. Da gibt es Handwerker und Techniker für den Bau und die Instandhaltung der Telegrafen- und Fernsprechanlagen, Maschinisten und Kraftfahrer, dann aber besonders die im eigentlichen Postfach tätigen Beamten und Angestellten. Besondere Spezialgebiete sind der Fernprecher-, der Telegrafen- und der Postscheckdienst, und gerade hier treffen wir vor allem die Frau, die sich als besonders geeignet erwiesen hat. Der Beruf der Fernsprechbeamtin ist bereits in Heft 11/1937 ausführlich dargestellt worden, wir beschränken uns deshalb heute auf die Behandlung der übrigen weiblichen Arbeitsgebiete innerhalb der Reichspost.

Da ist an erster Stelle der Telegrafendienst zu nennen: mit ihm hat die Frauenarbeit bei der Post vor nunmehr 75 Jahren ihren Anfang genommen. Damals wurden mit der Morsetaste die Morsezeichen unmittelbar durch die Hand dem Draht übergeben, inzwischen sind längst Maschinen erfunden, die es ermöglichen, die Zeichen zunächst auf einen Papierstreifen zu übertragen und dann von diesem auf den Draht. Der große Vorteil ist, daß die Beamtin arbeiten kann unabhängig vom Draht, wobei viel Zeit gespart wird. Sie sitzt an einer Maschine, die

Was können unsere Kinder werden

der gewöhnlichen Schreibmaschine ähnlich ist. Wie die Stenotypistin aus dem Stenogramm den Text auf der Maschine in normale Schrift überträgt, so muß die Telegrafistin das vom Absender geschriebene Telegramm mit ihrer Maschine auf den Lochstreifen übertragen, auf dem jeder Buchstabe durch 1—5 Löcher in bestimmter Anordnung ausgedrückt wird. Man wird bei dieser Maschine unwillkürlich an die Blindenschriftschreibmaschine erinnert. Der Lochstreifen wird dann in den Sender eingespannt und läuft mechanisch durch; auf diese Weise ist es z. B. möglich, nachts weniger eilige Telegramme durchzugeben, die von der Beamtin schon am Nachmittag übertragen worden sind. Auch die ankommenden Telegramme übertragen sich selbsttätig auf einen solchen Lochstreifen und die Beamtin kann nun umgekehrt am Morgen die Telegramme entziffern, die im Laufe der Nacht angekommen sind.

Es kann sich wohl jeder ohne weiteres vorstellen, daß die Arbeit einer Telegrafistin mit der einer Stenotypistin sehr viel Aehnlichkeit hat, es sind deshalb auch die Berufsanforderungen in beiden Berufen die gleichen. Neben einer guten Allgemeinbildung sind rasche Auffassung und konzentrierte Aufmerksamkeit unerläßlich. Die immer wechselnden Texte machen den Dienst interessant. Auf großen Postämtern sind mehrere Beamtinnen mit dem Uebertragen und Dechiffrieren der abgehenden und angekommenen Telegramme voll beschäftigt, auf kleineren Postämtern kommt es dagegen vor, daß die Beamtin auch noch zu anderem Dienst mitherangezogen wird. Daß auf kleinen Postämtern die Telegramme telefonisch weitergegeben werden und umgekehrt ankommende Telegramme von dort zugesprochen werden, ist wohl allgemein bekannt.

Aus der Nebenbeschäftigung der Telegrafenbeamtin im sogenannten Kanzleidienst hat sich dann mit der Zeit für viele Frauen unmittelbar die Einstellung in den Rechnungs- und Kanzleidienst ergeben. Es handelt sich dabei um Bürodienst, ähnlich dem bei Behörden. Die Beamtinnen können nun auch zum Schalterdienst mitherangezogen werden. Daß die Frauen sich für den Schalterdienst sehr gut eignen, steht außer Zweifel, denn die rasche Einstellung auf das wechselnde Publikum und seine Wünsche macht der Frau weniger Schwierigkeiten als dem Mann.

An größeren Postämtern in mittleren Städten finden wir also die Frau im Fernsprech-, Telegrafen- und im Rechnungs- und Kanzleidienst. Nur in Großstädten ist gewöhnlich der Telegrafendienst und die Fernsprechvermittlung auf besonderen Aemtern zentralisiert. Ausschließlich aber wird auf besonderen Aemtern in 19 Großstädten des Reichs (Oesterreich und Sudetenland noch nicht eingerechnet) der Postscheckverkehr abgewickelt. Der Betrieb ist dem einer Bank ähnlich, freilich beschränkt er sich auf den Giroverkehr. Jede Beamtin führt eine bestimmte Zahl von Konten. Die eingehenden Ueberweisungen werden ihr von der Verteilungsstelle aus zugeleitet, sie hat nun die Zu- und Abbuchungen auf der Kontokarte vorzunehmen, den Kontoauszug für den Kontoinhaber auszuschreiben und schließlich die Lastschriften und Gutschriften in eine Liste einzutragen. Dies alles wird mit Hilfe der Buchungsmaschine ausgeführt, für Additionen und Subtraktionen stehen außerdem Rechenmaschinen zur Verfügung. Die Postscheckbeamtin muß bei Aufnahme und Wiedergabe der Zahlen sehr sicher und zuverlässig arbeiten, es wird aber auch eine gewisse Fingergeschicklichkeit von ihr verlangt, denn das Durchblättern der Kartei und das Sortieren der Ueberweisungen ist nicht nur eine Sache des raschen Blicks.

Wenn wir die spezifisch weiblichen Tätigkeitsgebiete bei der Deutschen Reichspost miteinander vergleichen, so scheinen sie zunächst sehr verschieden: die Fernsprechbeamtin arbeitet in erster Linie mit dem Ohr und mit der Stimme, ihre ganze Aufmerksamkeit gilt dem gesprochenen Wort und der gesprochenen Zahl. Die Telegrafistin braucht dagegen nur ihre Augen und ihre Finger, sie konzentriert sich auf das geschriebene Wort. Augen und Finger braucht auch die Postscheckbeamtin, aber sie hat es ausschließlich mit Zahlen zu tun, die richtig zu erfassen und wiederzugeben wieder ein besonderes Auffassungsvermögen erfordert. So verschieden aber auch die Beanspruchung der Sinne und des Auffassungsvermögens bei allen drei Tätigkeiten ist, die Anforderungen an die unbedingte Zuverlässigkeit in der Erfassung und Wiedergabe sind bei allen gleich groß, eine stark spezialisierte Konzentration ist ihr Kennzeichen. Welchem Tätigkeitsgebiet es sich zuwenden will, muß das junge Mädchen selbst entscheiden, alle vier sind völlig selbständig und ein Ueberwechseln kommt in der Regel nicht in Frage. Die Aufnahmebedingungen aber sind für alle die gleichen: 17.—22. evt. noch bis 25. Lebensjahr, Gesundheitsattest von einem Postvertrauensarzt ausgestellt, Ariernachweis und Zugehörigkeit zum BdM. oder Deutschem Frauenwerk. Bei der Einstellung wird die Gesamtpersönlichkeit beurteilt, denn es wird Wert darauf gelegt, daß die Beamtin sich nicht nur im Dienst, sondern auch in ihrer persönlichen Lebensführung durch ein einwandfreies und vorbildliches Verhalten auszeichnet.

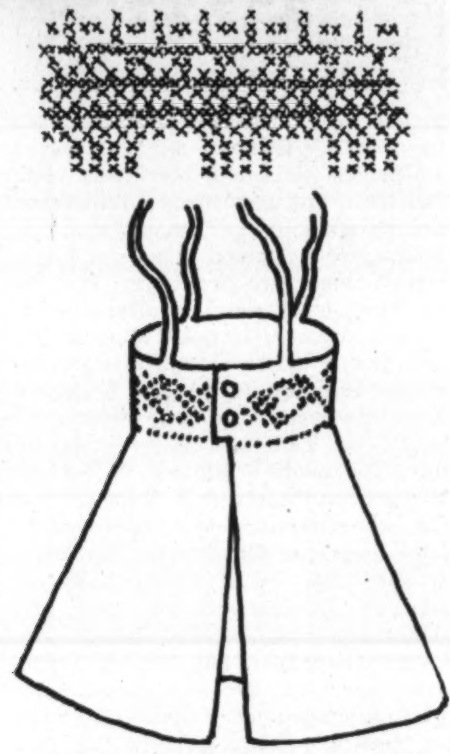
Wer nicht einen fünfjährigen Besuch einer öffentlichen höheren Lehranstalt oder einer Mittelschule oder eine gleichartige Vorbildung auf einer gehobenen Volksschule mit mindestens 10jährigem Lehrgang oder einer Handelsschule mit mindestens zweijähigem Lehrgang nachweisen kann, muß eine Aufnahmeprüfung ablegen, um seine Allgemeinbildung unter Beweis zu stellen. In der Regel sollen sich die Volksschülerinnen gut eingearbeitet und auch in die Arbeitsgemeinschaft der Berufskameradinnen gut eingefügt haben. Eine besondere Berufsausbildung wird nicht verlangt, die Reichspost bildet vielmehr ihren Nachwuchs selber aus. Auf einige Wochen der theoretischen Unterweisung und der reichen Uebung zu Lernzwecken, folgt dann das Hospitieren und Mitarbeiten bei einer älteren und erfahrenen Berufskameradin, nach ungefähr drei Monaten ist die Anwärterin so weit angelernt, daß ihr die ersten und einfachsten Arbeiten zur verantwortlichen Ausführung übertragen werden können. Schon während der Anlernzeit wird eine Vergütung gezahlt.

Die Berufslaufbahn beginnt als Postangestellte, bei Eignung und Bewährung erfolgt Uebernahme ins Beamtenverhältnis. Für die Beamtin besteht dann die Möglichkeit, in eine freiwerdende Assistentenstelle aufzurücken; bei Bewährung im Dienst kann sie nach Ablegung einer Prüfung zur Sekretärin und später bei besonderer Bewährung zur Obersekretärin befördert werden. Wegen des Mangels an männlichem Nachwuchs darf damit gerechnet werden, daß die weiblichen Beamtenstellen vermehrt und damit die Berufsaussichten weiter verbessert werden.

Leider erhalten wir immer noch viele Zuschriften, in denen wir um Auskunft über Berufsausbildungswege und Berufsaussichten gefragt werden. Wir müssen diese Briefe stets mit dem Hinweis beantworten, daß die Berufsberatung und Arbeitsvermittlung nur durch die Arbeitsämter erfolgt. In diesen Fragen sind einzig und allein nur die Berufsberatungs- bzw. die Vermittlungsstellen der örtlichen Arbeitsämter zuständig. Die Schriftleitung.

Mit Nadel und Faden



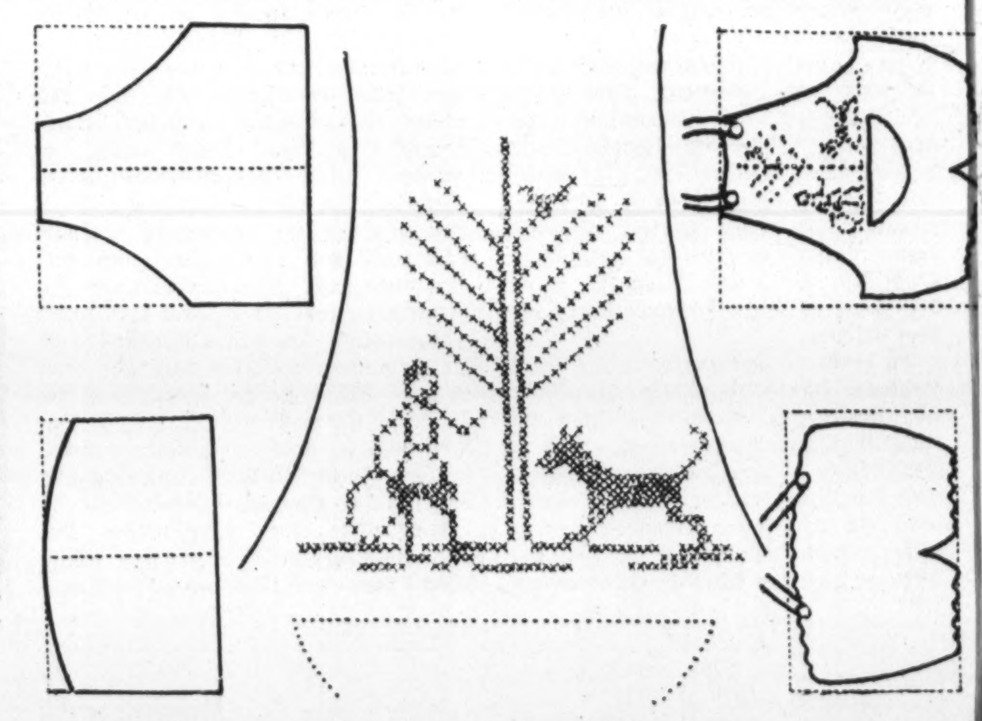


In unsrer diesmaligen Handarbeitsecke wollen wir nochmals den Kreuzstich vornehmen. Die Kinder lernen ihn ja zu allererst und man kann wirklich sehr hübsche Sachen damit sticken. Ich bringe Ihnen heute zwei Anregungen. Die Näharbeit macht die Mutter und die großen Mädel, beim Sticken helfen die Kleinen. Wir arbeiten eine Schürze und ein Spielhöschen für die Kleinen. Fangen wir einmal mit der Schürze an. Die Schürze besteht aus dem Sattel, der bestickt wird, und dem angesetzten Rockteil, der hinten offen ist, und den beiden Bändern, die auf der Schulter zu einer Schleife gebunden verden. Maße habe ich nicht angegeben, weil die jeder für sich feststellen muß. Wir brauchen nur die Brustweite und die Länge des Kleides von 10 Zentimeter unter den Armen an bis zum unteren Kleidsaum gemessen. Wir nehmen irgendeinen einfarbigen Stoff. Sehr gut sieht die Schürze aus, wenn der Sattel rot, der Rock blau und die Stickerei blau und weiß ausgeführt ist, die Bänder sind dann wieder blau. Hat man nur eine Sorte Stoff, so stickt man das Muster bunt. Man kann das Muster genau nach den kleinen Kreuzen absticken. Man wählt Perlgarn in zwei oder drei Farben und überlegt vorher, wie man die Farben verteilen will. Dann beginnt die Stickerei, nachdem wir vorher Stramin oder Kanewas auf den graden Stoffstreifen aufgeheftet haben. Nun können auch die Kleinen sich nach dem Gewebe richten. Der Streifen für den Sattel wird 22 Zentimeter breit zugeschnitten. Wir besticken aber natürlich nur die Breite von 10 Zentimeter, die übrigen 10 Zentimeter sollen zur Abfütterung dienen und die 2 Zentimeter als Stoffumschlag. Nachdem der Sattel fertig gestickt worden ist, versehen wir die eine Seite mit Knöpfen und die andere mit Knopflöchern. Dann heften wir die beiden unteren Ränder um und schieben den Schürzenrock zwischen die beiden Sattelseiten. Haben wir viel Stoff, so krausen wir den Schürzenrock etwas an, sonst müssen wir ihn glatt nehmen. Am besten steppt man nach dem Heften den Sattel mit der Maschine fest an den Rock an. Die beiden Bänder nähen wir am Sattel fest und fertig ist die Schürze.

Die Spielhose besteht aus dem Vorder-, dem Rückenteil, das nur bis zur Taille reicht und den Trägern, sowie der Tasche.

Wir nehmen entweder einen karierten Stoff, dann sticken wir direkt in die Karos und zwar das ganze Muster in einer Farbe. Nehmen wir einen einfarbigen Stoff, so heften wir auch hier Kanewas oder Stramin drauf und sticken das Muster bunt aus, Stamm braun, Zweige, Blätter grün, Hund schwarz usw. Wir brauchen zu diesem Muster ein Stück Stoff von 48 Zentimeter Breite und 42 Zentimeter Höhe. Wir legen den Stoff in der Mitte zusammen, so daß jetzt ein Stoffstück von 42 Zentimeter Höhe und 24 Zentimeter Breite vor uns liegt. Nun messen wir an der rechten Seite 22 Zentimeter, der Stoffbruch ist links, in die Höhe und stecken hier eine Stecknadel ein. Oben messen wir vom Stoffbruch an 9 Zentimeter nach rechts und stecken hier auch eine Stecknadel. Nun schneiden wir eine leichte Bogenlinie von der unteren Stecknadel bis zur oberen und haben damit das Vorderteil zugeschnitten. Das Rückenteil besteht aus einem Stück Stoff von 48 Zentimeter Breite und 29 Zentimeter Höhe. Wir legen auch diesen Stoff in der Mitte zusammen, so daß jetzt eine Breite von 24 Zentimeter vor uns liegt. Die Höhe mißt 29 Zentimeter. Am rechten Rande messen wir nun 24 Zentimeter ab, und schneiden eine Bogenlinie zu. Das Rückenteil der Hose muß nämlich in der hinteren Mitte etwas erhöht sein. Nachdem nun das Vorderteil bestickt und die Tasche aufgesteppt worden ist, nähen wir die beiden Teile an den Seiten zusammen. Nun wird in den oberen Rand des Rückenteils ein Gummi gezogen. Am unteren Rand messen wir in der Mitte 10 Zentimeter ab, die wir mit Knöpfen oder Knipsern versehen, so daß Vorder- und Rückenteil miteinander verbunden werden kann, man kann es auch zusammennähen. Nun sind die Hosenbeine entstanden, in deren unteren Rand wir Gummiband einziehen, damit die Hosenbeine zusammenhalten. Die beiden Träger nähen wir am Vorderteil fest, kreuzen sie auf dem Rucken und knöpfen sie am Hosenrand fest.

Ursula Scherz.



Neue Preisaufgabe

Die Mutter schickte Herta zum Kaufmann. Dort soll sie folgende Sachen holen: 4 Brote, 2 Pfund Kakao, 6 Zitronen, 3 Pfund Butter, 3 Eier, 5 Pakete Kaffee, 2 Liter Öl, 4 Pfund Linsen und 1 Pfund Erbsen. Erst nach einer ganzen Stunde kam Herta wieder nach Hause. „Ach, liebe Mutter", sagte sie, „sei bitte nicht böse, daß ich so spät komme. Ich habe nämlich jemand getroffen, und wir haben uns etwas erzählt." Da fragte die Mutter: „Wen hast du denn getroffen?" Herta machte ein geheimnisvolles Gesicht. Sie legte der Mutter den Einkaufzettel vor und sagte: „Rate einmal, wer das war!" Nun sitzt die Mutter und rät. Wer kann der Mutter helfen? Ihr müßt genau die Zahlen beachten, dann kommt ihr weiter.

Damit sich dieses Kopfzerbrechen aber lohnt, setze ich wieder sieben Preise für die richtigen Lösungen aus. Ein Preis im Betrage von 10,— RM., ein Preis im Betrage von 5,— RM. und fünf Preise in Gestalt von wertvollen **Jugendbüchern.** Schreibt mir die Antwort auf eine — richtig frankierte — Postkarte und schickt sie mir bis zum **5. Mai 1939** an die **„Kinderwarte"** der **„Reichs-Elternwarte"** nach **Berlin C 2, Wallstr. 17/18.** Gehen mehr als sieben richtige Lösungen ein, muß das Los entscheiden, wer die Glücklichen sind.

F r i t z.

Auflösung aus Heft 7

1. Stuhl, 2. Spiegelbild, 3. N—T = Ente, 4. Übung macht den Meister.

*

An alle Freunde unserer Preisaufgaben!

Kinder, Kinder, was ist mir da passiert! Da hat mir der Druckfehlerteufel aber einen Streich gespielt. Denkt euch, in den beiden letzten Heften druckt er statt April jedesmal den Monat März. Nun muß ich das aber richtigstellen. Als Einsendungstermin für die Aufgaben in den beiden letzten Heften unserer „Kinderwarte" soll es nämlich der 5. und der **20. April** sein. Also die **Schnippelarbeit** könnt ihr mir bis zum **5. April** und die **Eierbecheraufgabe** bis zum **20. April** einsenden! Ich hoffe, daß die meisten von euch nun noch zurechtkommen.

F r i t z.

Ergebnis unserer Preisaufgabe aus Heft 3/1939

Der Brief unserer beiden jungen Freunde Karlheinz und Anneliese von ihrer Ferienfahrt hat euch sicher viel Kopfzerbrechen gekostet. Wenn die meisten Lösungen auch ein wenig danebengriffen, so ist die Anzahl der richtigen Einsendungen doch wieder einmal eine erfreulich große. Also die beiden waren nacheinander in: Münster, Essen, Siegen, Baden, Zugspitze, Herrnhut, Stolp, Halle, Brocken, Hildesheim, Glückstadt. Alle die Einsendungen, deren Ergebnis mit diesen Ortspunkten übereinstimmten, konnte ich in die engere Wahl nehmen. Aber auch da waren es viel, viel mehr als sieben, so daß ich das Los zum Schiedsrichter wählen mußte. Die Glücksgöttin hat also auch diesmal wieder mit verbundenen Augen die Preisträger herausgesucht, es sind dies: **Annemarie Schildbach** in **Breslau 16**, die den ersten Preis in Höhe von 10,— RM., **Dieter Temming** in **Bielefeld**, der den zweiten Preis in Höhe von 5,— RM. erhielt. Je ein wertvolles Jugendbuch erhielten: **Hans-Joachim Jahn** in **Berlin-Spandau**, **Peter Böse** in **Pfrombach**, **Lieselotte Fichtl** in **Minden**, **Bruno Meyer** in **Bernburg** und **Petri Nielsen** in **Aventoft** über Niebüll.

Allen Einsendern herzlichen Dank! Wer diesmal keinen Preis bekam, der tröste sich, wir werden noch viele, viele Preisaufgaben stellen. Und einmal kommt jeder mal dran.



Erster Schulgang

Von Müller-Rüdersdorf

Ei, welch Hoppeln! Ei, welch Hippeln!
Kindlein viel zur Schule trippeln.

Kleine Mädchen, kleine Knaben
lustig in die Schule traben.

Mit der Mutter, mit den andern
hin zum erstenmal sie wandern.

Hei, wie sie so fröhlich flitzen,
wie so stolz die Äuglein blitzen!

Eine Mappe, neu, von Leder,
munter huckepack trägt jeder –

Hört den Federkasten tanzen
mit der Tafel keck im Ranzen!

Das macht Spaß, und lust'ger regen
sich die Kindlein auf den Wegen.

Hüpfen wie vergnügte Gäste,
die man rief zu reichem Feste.



Die Geschichte von den klugen Karpfen

Es war einmal ein Bauer, der sah nichts lieber auf seinem Tische als einen fetten Karpfen. Darum legte er sich einen Teich an, pflanzte ringsherum Haselsträucher und Kirschbäume und setzte zuletzt junge Karpfen hinein. Jeden Morgen schüttete er ihnen Futter ins Wasser, damit es ihnen an nichts fehlen sollte und daß sie schön rund und fett würden.

Eines Tages stellte er einen Eimer voll Futter ans Ufer und vergaß, ihn auszuschütten. Die Karpfen wunderten sich, daß ihr gewohntes Frühstück ausblieb; aber sie waren klug, und da sie den Eimer stehen sahen, krochen sie aus dem Wasser und machten sich über das Futter her. Als der Bauer wiederkam und die Fische im Eimer sah, lachte er und dachte: „An der frischen Luft scheint's ihnen besser zu schmecken als im Wasser." Von diesem Tage an streute er das Futter nur noch ans Ufer und hatte seine Freude daran, wenn die Karpfen scharenweise aus dem Teiche stiegen und sich wie Hühner darüber hermachten. Endlich wurden sie so zahm, daß sie ihm sogar aus der Hand fraßen.

Eines Tages hatte er versäumt, zur gewohnten Stunde das Futter an den Teich zu bringen. Da hörte er plötzlich im Hofe ein lautes Rappeln und Trappeln. Als er hinausging, sah er seine Karpfen, die ganz allein den Weg zu ihm gefunden hatten und bei seinem Anblick mit lautem Geschrei und Gekreisch ihr Frühstück verlangten. Er fütterte sie und trieb sie dann mit der Peitsche in den Teich zurück. Als der Herbst kam und die Karpfen fett waren, zog er eines Morgens den Zapfen aus dem Teich, um zu fischen. Während das Wasser ablief, lud er ein großes Faß auf den Wagen, spannte die Pferde an und fuhr wieder hinaus. Der Teich war inzwischen leer geworden, aber von den Karpfen fand sich keine Spur.

„Sollten sie davongelaufen sein?" dachte der Bauer und hielt nach allen Seiten Umschau. Plötzlich fiel ihm ein Kirschkern auf den Kopf. Er blickte empor, und da sah er die Bescherung. Die Karpfen saßen allesamt auf den Kirschbäumen und Haselsträuchern, knackten die Nüsse und fraßen die süßen Kirschen. Das war dem Bauer außer dem Spaß. Aergerlich schüttelte er sie herunter und steckte einen nach dem andern ins Wasserfaß. Dann schloß er sorgfältig den Spund und fuhr nach Hause.

Unterwegs aber stießen die Karpfen mit den Köpfen den Spund heraus und sprangen einer nach dem andern ins Freie. Diesmal sollte ihnen aber ihre Schlauheit zum Verhängnis werden. Zwei Hasen, die von ungefähr am Wege im Hafer saßen, liefen herzu und verschlangen die Flüchtlinge mit Haut und Haar.

Als der Bauer daheim ins Faß sah, war es leer. Mit einem grimmigen Fluche eilte er zurück. Er fand aber nichts als den Spund. und da die Hasen inzwischen auch entwischt waren, schwur er Stein und Bein, die Karpfen seien durch die Luft davongeflogen oder der Teufel müsse die Hand im Spiele gehabt haben.

Ob lang oder breit,
wer's glaubt, ist gescheit;
ob grad oder krumm,
wer's nicht glaubt, ist dumm!

Zwölf Ostereier

Der Osterhase hat über Nacht
zwölf Eier in unsern Garten gebracht.
Eins legte er unter die Rasenbank,
drei zwischen das grüne Efeugerank;
vier lagen im Hyazinthenbeet,
drei, wo die weiße Narzisse steht,
eins oben auf dem Apfelbaumast,
da hat sicher die Katze mit angefaßt.

Karl Ferdinands.

Wer schreibt mit mir?

Brieffreundschaft wünschen: Theodora M., 14 Jahre alt, aus dem Rheingau mit Mädel aus Berlin; Lieselotte M. aus der Lausitz mit Mädel von 11—14 Jahren von der Nordsee; Aenne W. und Eleonore L. aus dem Teutoburger Wald mit Mädel aus der Ostmark; Lotti M. aus Kiel mit Mädel von 15—16 Jahren aus Köln; Elsi B. aus der Ostmark mit Mädel von 13—14 Jahren aus Berchtesgaden oder Hamburg; Waltraut L. aus Stuttgart mit Mädel von 9—10 Jahren aus der Ostmark; Berni M. von der Nordsee mit Mädel von 15 Jahren aus dem Emslande. Dann fehlen mir noch viele Brieffreunde für Jungen im Alter von 10 bis zu 14 Jahren aus allen Teilen des Reiches. Ich stelle fest: die Mädel sind viel, viel fleißiger als die Jungen. Muß das so sein? Fritz.



Bildergrüße aus dem Leserkreise

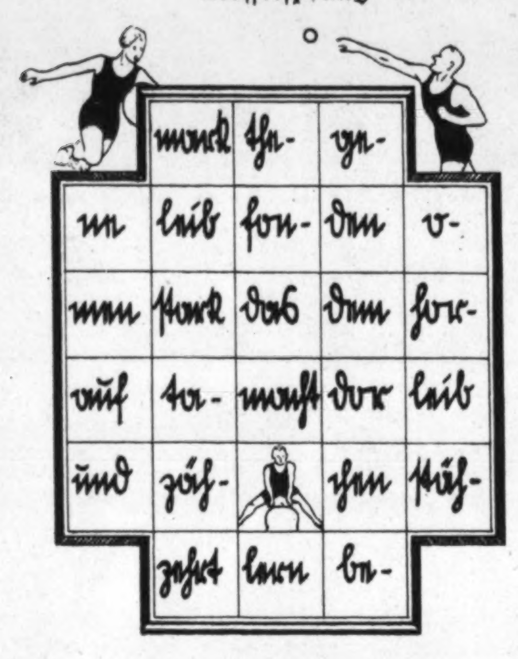
Aufnahmen:

Claassen, Meyer, Buttgereit, Dr. Muller, Schlüter, Reve, Heinrich Richter

Rastelli-Aufnahme: Atlantic-Photo

Lachen und Raten

Rösselsprung



Verwandlungs-Rätsel

Hut — Amme — Sorte — Sahne — Hose — Oder — Feige — Ober — Base — Gabel — Amen — Butter — Jagd — Hand — Wette — Esche — Same — Kamm — Plan — Lippe — Remise — Fusel — Eris — Lid — Bein — Inge — Zeitung — Katze.

Jedes der Wörter ist durch Verändern des Anfangsbuchstabens in ein Wort anderer Bedeutung zu verwandeln. Liest man die neuen Buchstaben im Zusammenhang, so erhält man ein Sprichwort. (ch = 1 Buchst.)

★

Rätsel-Auflösungen aus Heft 7

Spruch-Versteckrätsel. 1. Kies, 2. Bild, 3. Blende, 4. Teich, 5. Sagan, 6. Talent, 7. Dozent, 8. sichern, 9. Schindel, 10. Messer, 11. Stilett, 12. Tolle, 13. Sichem, 14. Krähe, 15. Inch, 16. Lek, 17. Sahara, 18. Kur, 19. Ginster, 20. Inhaber, 21. Odem, 22. Strohhut, 23. Rom, 24. Defregger, 25. Weltruf. — Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt.

Silbenrätsel. 1. Nandu, 2. Infanterie, 3. Eierkorb, 4. Matratze, 5. Alabaster, 6. Nimbus, 7. Dementi, 8. Irtysch, 9. Speiseeis, 10. Trompete, 11. Floskel, 12. Rotaryklub, 13. Ersparnis, 14. Idiot, 15. Duluth, 16. Erdbeere, 17. Roßhaar, 18. Nordhäuser, 19. Irawadi, 20. Christmas, 21. Tollwut. — Niemand ist frei, der nicht ueber sich selbst Herr ist. (M. Claudius.)

Silbenrätsel. 1. Dementi, 2. Abendrot, 3. Sauerkraut, 4. Hühnerei, 5. Artus, 6. Unternehmer, 7. Sekunde, 8. Irmgard, 9. Singapore, 10. Trommelfell, 11. Drossel, 12. Invalidenheime, 13. Eduard, 14. Ziehharmonika, 15. Instrument. — Das Haus ist die Zitadelle der Sitte.

In einer niederbayerischen Volksschule, wo jedes Kind eine Sparbüchse hat, kam der „Sparkassenonkel". Das ist der Mann, der von Zeit zu Zeit erscheint und die Sparbüchsen leert.

Die Lehrerin einer Mädchenklasse nahm dieses Ereignis zum Anlaß, um einen Aufsatz darüber schreiben zu lassen. Eines der Mädchen brachte folgendes zu Papier:

„Der Sparkassenonkel kam herein, setzte sich auf einen Stuhl und die Entleerung ging los . . ."

★

Eine Mädchenschulklasse hat eine Zeichenaufgabe bekommen, auf einem Blatt Papier malerisch den künftigen Berufswunsch darzustellen. Die Blätter wurden von der Lehrerin eingesammelt und zeigten eine Köchin am Herd, eine Stenotypistin an der Schreibmaschine usw. Nur die kleine Elisabeth hat ein leeres Blatt abgegeben. „Aber du wirst doch auch einen Wunsch für dein späteres Leben haben!" — „O ja! Ich möchte heiraten! Nur, ich weiß nicht, wie man das zeichnet!"

★

„Mutti."

„Beim Essen wird nicht gesprochen!"

„Mutti — ich will ja auch nicht sprechen — aber ich glaube, mein Ei ist nicht ganz gut . . ."

„Du sollst nicht immer am Essen herummäkeln. Red nicht und iß!"

Nach einiger Zeit: „Mutti, muß ich die Federn auch mitessen?"

★

Der kleine Bruno kam mit seinem Vater das erste Mal in die große Stadt. Er staunte über und über. Als ein Reklameauto mit einem großen Hut auf dem Dach vorbeifuhr, fragte er:

„Vater, gibt's hier Riesen?"

„Unsinn!" sagte der Vater.

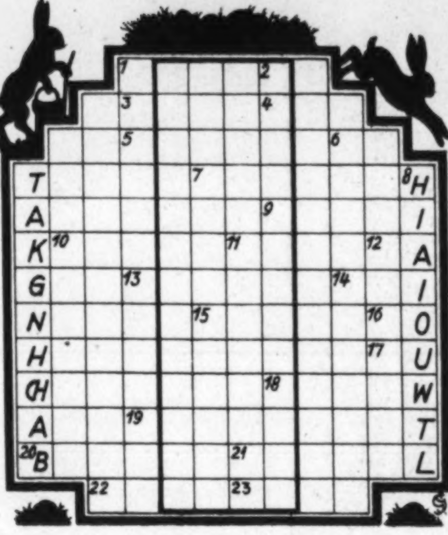
Dann standen sie vor dem Laden eines Optikers. Ueber dem Geschäft hing eine gewältige Brille. „Du, Vater, bist du auch sicher, daß es hier keine Riesen gibt?"

„Ja, doch!" wehrte dieser ab.

Im gleichen Augenblick rasselte ein Lastauto mit riesigen Rollen unbedruckten Zeitungspapiers vorüber. Da lächelte Bruno:

„Und es gibt doch Riesen hier, Vater!"

Oster-Rätsel



In die Figur sind waagerecht Wörter nachfolgender Bedeutung einzutragen. Die vorhandenen Buchstaben sind Wortteile. Die auf den eingeschlossenen umrandeten Teil der Figur entfallenden Buchstaben nennen von links nach rechts zwei Zeilen aus einem Ostergedicht von Emanuel Geibel.

1. deutscher Strom, 2. Flüssigkeitsmaß, 3. Lebenshauch, 4. ehemals Zwangsinnung, 5. Teil des Eies, 6. Fahrzeug, 7. Nachkomme, auch Pflanzenstengel, 8. Stadt in Asien, 9. Führung von Gefechtshandlungen, 10. erhoffter Messias der Mohammedaner, 11. Nebenfluß der Elbe, 12. sagenhafter Held des Mittelalters, 13. Grabstätte (Mehrzahl), 14. französischer Staatsmann †, 15. Donau-Engtal in der Ostmark, 16. Juraberg in Württemberg, 17. Beruf, 18. Gebirge in Westdeutschland, 19. Fest, 20. Stadt in Südamerika (Kolumbien), 21. Dachabschluß, 22. lebensgefährliche Krankheit,, 23. deutscher Schriftsteller † 1912. (ch und ü je 1 Buchstabe; ß = ss.)

Silben-Rätsel

Aus den Silben: berg — beth — dä — di — e — ei — ein — er — flie — fug — ga — ge — ger — gi — go — haus — i — in — in — ir — ka — klotz — kö — land — le — le — li — los — lung — man — mark — ne — ne — ne — neb — ner — neu — ni — nig — no — no — o — on — pi — pin — ren — rol — rup — sa — scha — see — starn — ste — stei — stin — tags — ter — ty — un — ve — zaun — ze — ze — sind 19 Wörter zu bilden, deren erster und vierter Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Wort von Ernst Moritz Arndt ergeben.

Bedeutung der Wörter: 1. Teil eines Tierproduktes, 2. russisches Küstenland, 3. alter deutscher Monatsname, 4. griechischer Politiker † 1936, 5. See in Rußland, 6. altrömische militärische Einheit, 7. Geschütz, 8. kleiner Singvogel, 9. Störung der Ordnung, 10. Bürogehilfin, 11. weiblicher Vorname, 12. Heil- und Pflegeanstalt, 13. Stadt in Brandenburg, 14. Kalkfelsen am Oberrhein, 15. Stadt in Oberbayern, 16. kleine Taschenpistole, 17. europäisch. Königreich, 18. Farbstoff, 19. kurzlebiges Insekt.

Werde
Mitglied
der NSV.

Werbung schafft Arbeit!

Anzeigenschluß für die Nummer 10 ist am 1. April

Gültig ist
Preisliste 2



bedarf es gewöhnlich nicht größerer Anstrengungen, sondern nur besserer Methoden. Eine wirkungsvolle Anzeige in der „Reichs-Elternwarte“ macht sich immer bezahlt

Verlag der „Reichs-Elternwarte“: Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Anzeigenverwaltung Berlin, Berlin W 9, Potsdamer Straße 1, Fernruf 22 91 51, Postscheckkonto: Berlin 1690 40. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. DA. I. Vj. 1939: 131 005. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Anton Chudzinski, Berlin W 9, Potsdamer Straße 1. Auflage dieses Heftes: 131 093. Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2



Wachturm aus den Türkenkriegen in Breitenbrun
am Neusiedler See im schönen Burgenland

Aufnahme: Hans Retzlaff